

Stephanie Tröbächer

Selbstfürsorgestrategien zur Bewältigung des sozialpädagogischen Arbeitsalltags

–

Eine empirische Befragung von Betreuungspersonal aus
sozialpädagogischen Wohngemeinschaften

DIPLOMARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades
Magistra der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

L 298 - Psychologie Studium

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Fakultät für Kulturwissenschaften

Begutachter: Univ.-Doz. Dr. Walter Renner

Institut: Psychologie

Juni/2014

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt und die mit ihr unmittelbar verbundenen Tätigkeiten selbst erbracht habe. Ich erkläre weiters, dass ich keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe.

Alle ausgedruckten, ungedruckten oder dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte sind gemäß den Regeln für wissenschaftliche Arbeiten zitiert und durch Fußnoten bzw. durch andere genaue Quellenangaben gekennzeichnet.

Die während des Arbeitsvorganges gewährte Unterstützung einschließlich signifikanter Betreuungshinweise ist vollständig angegeben.

Die wissenschaftliche Arbeit ist noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt worden. Diese Arbeit wurde in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

(Unterschrift)

(Ort, Datum)

Danksagung

Ein herzliches Dankeschön gilt Herrn Univ.-Doz. Dr. Walter Renner für dessen fachkompetente Betreuung.

Weiter möchte ich mich bei meinen Angehörigen für deren Rückhalt und Unterstützung sowie das Korrekturlesen der Arbeit bedanken.

Ein besonders großer Dank gilt an dieser Stelle auch meinem Partner, welcher mir während des gesamten Forschungs- und Schreibprozesses geduldig sein offenes Ohr, als auch seine fachliche Expertise zur Verfügung stellte.

Auch die BeraterInnen des Schreibcenters der Universität Klagenfurt sollen hier Erwähnung finden, welche mir durch konstruktive Kritik Anregungen lieferten.

Zu guter Letzt geht ein herzlicher Dank an die TeilnehmerInnen meiner Befragung, ohne welche die vorliegende Arbeit nicht zustande gekommen wäre.

Danke!

Zusammenfassung

Die derzeitige betriebliche Gesundheitsforschung orientiert sich häufig an der Pathogenese und befasst sich mit den personenspezifischen Defiziten, welche zu gesundheitlichen Einbußen in Form von Erschöpfungszuständen, Burnout etc. führen können.

Bei der vorliegenden Arbeit werden hingegen ressourcenorientiert diverse Selbstfürsorgestrategien von sozialpädagogischem Betreuungspersonal fokussiert, wobei diesbezüglich mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede sowie etwaige Einflüsse weiterer demografischer Variablen untersucht werden. Die diversen Strategien bzw. personalen Ressourcen lassen sich dabei in Anlehnung an die Teilkonstrukte der Gesamtselbstmanagementfähigkeit nach Jack (2007) definieren und umfassen die Skalen *Coping*, *Selbstbeobachtung*, *Selbstwirksamkeit*, *Selbstverbalisation* und *Hoffnung*.

Weiter setzt sich die Arbeit mit der Ressource der *Sozialen Unterstützung* auseinander und soll vor allem Aufschlüsse hinsichtlich des Konstrukts der *Resilienz* liefern. Bei dieser handelt es sich auch um eine personale Ressource und damit um einen Protektivfaktor zur Aufrechterhaltung von psychischem sowie physischem Wohlbefinden. Hinsichtlich der Resilienz soll herausgefunden werden, inwieweit deren Ausprägungsgrad mit der Selbstmanagementfähigkeit in Zusammenhang steht, wodurch erkannt werden soll, ob diese auch mit erfolgreicher Bewältigung von berufsbezogener Belastung in Verbindung gebracht werden kann.

Zur Beantwortung der Fragestellung wurden die Verfahren des FERUS (Fragebogen zur Erfassung von Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten) von Jack (2007) sowie die Kurzform RS-11 der Resilienzskala von Schumacher et. al (2004) verwendet.

Durch das erste Instrument konnte einerseits ein Gesamtwert an Selbstmanagementfähigkeit innerhalb der spezifischen Stichprobe des sozialpädagogischen Betreuungspersonals im Raum Kärnten wie auch die Werte für die einzelnen Teilkonstrukte eruiert werden. Durch das Zweite ließ sich ein Gesamtwert der Resilienz-Ausprägung errechnen. In weiterer Folge konnte so mittels linearer Regressionsanalysen untersucht werden, ob Zusammenhänge zwischen dem Resilienzkonstrukt und dem Ausprägungsgrad an Selbstmanagementfähigkeit sowie Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und der Resilienz bestehen.

Die Berechnungen lassen darauf schließen, dass innerhalb der befragten Population keine geschlechtsspezifischen Unterschiede hinsichtlich der Anwendung unterschiedlicher

Bewältigungsmechanismen vorliegen. Auch die Gesamtselbstmanagementfähigkeit sowie Ausprägung der Resilienz weisen keine Geschlechtsunterschiede auf.

Bezüglich der Differenzierung des Resilienz-Konstrukts lässt sich innerhalb der vorliegenden Stichprobe außerdem erkennen, dass die diversen Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit, mit Ausnahme der Selbstwirksamkeitsskala und der Hoffnungsskala, nicht mit dieser personalen Ressource in Zusammenhang gebracht werden können.

Abstract

In general, health-research mainly has its orientation on the pathogenesis of human functioning. This implies, that the focus of this kind of researches lies on people's deficits.

In contrast, this study has its focus on human resources and aims to show the level of child welfare worker's self-management abilities. In this context genderdifferences are also taken into consideration.

Additionally to these different personal strategies, the resource of social networks should also be examined. Another goal of this research project is to present the differentiation between the resilience-construct and its relation to the manifestation of self-management abilities.

The resilience-construct depicts a personal resource that can be described as a protective factor for maintaining psychological and physical wellbeing. This research analyses relations between the resilience-construct and self-management abilities in order to get a more differentiated representation of this construct.

Methods as the FERUS (questionnaire for acquisition of resources and self-management abilities) developed by Jack (2007) and the RS-11 (shortform of the resilience scale) from Schumacher et al. (2004) are explained as they were used to gather data.

Linear regressions analysis should examine if there is a correlation between the resilience-construct and the total value of self-management ability. Additionally, correlations between resilience and part-constructs of self-management abilities should be evaluated.

Within the calculations, neither in the relation to the resilience-construct, nor to self-management abilities were gender differences established. No correlations were found between the resilience-construct and the total value of self-management ability or between resilience and the part-constructs of self-management abilities – with the only exception being the self efficacy-scale and the scale for hope.

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	9
1. Zur Relevanz der vorliegenden Thematik	9
2. Struktur bzw. Vorgehensweise.....	10
3. Präzisierung der Fragestellung	11
II. Theoried Hintergrund der Fragestellung	11
1. Definition der Grundbegriffe	11
2. Jugendwohlfahrt in Österreich	15
2.1 Zu den gesetzlichen Rahmenbedingungen der Fremdunterbringung.....	18
2.2 Zum historischen und gesellschaftlichen Kontext stationärer Betreuungsangebote..	19
2.3 Betreuungsformen der Kinder- und Jugendhilfe.....	23
3. Zur institutionellen Struktur einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft	24
3.1 Zusammenarbeit mit anderen Institutionen	24
3.2 Klientel sozialpädagogischer Wohngemeinschaften	25
3.3 Aufnahmekriterien bzw. Aufnahmeverfahren	26
4. Betreuungspersonal.....	28
4.1 Konstellation und alltägliche Zusammenarbeit im multiprofessionellen Team	28
4.2 Demografische Variablen des Betreuungspersonals.....	29
4.3 Zur Thematik der BetreuerInnen-Fluktuation.....	37
5. Arbeitsbedingungen und Aufgabenbereiche.....	39
5.1 Rahmenbedingungen der Heimarbeit	39
5.2 Grundsätze der sozialpädagogischen Arbeitsweise	40
5.3 Tagesablauf innerhalb einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft	47
5.4 Not- und Krisenintervention innerhalb dieser stationären Betreuungsform	48
6. Mögliche berufsbezogene Belastungsfaktoren der BetreuerInnen.....	49
6.1 Mögliche arbeitsplatzbezogene Belastungsfaktoren und Stressoren.....	49
6.2 Mögliche auf berufsbezogene Belastungsfaktoren folgende Stressreaktionen.....	52
6.3 Vulnerabilität und die Auftrittswahrscheinlichkeit von Stressreaktionen	54
7. Mögliche Protektivfaktoren der BetreuerInnen	55
7.1 Zum Ansatz der salutogenetischen Betrachtungsweise	56
7.2 Zum Resilienzbezogenen Forschungsansatz.....	57
7.3 Funktionen der Stressbewältigung.....	59
7.4 Formen der Stressbewältigung	61
7.5 Interpersonale Ressourcen zur Stressbewältigung	63
7.6 Personale Ressourcen zur Stressbewältigung	66

8. Erkenntnisinteresse, Definition der Fragestellung und Hypothesengenerierung	72
8.1 Konkrete Hypothesen und Fragestellungen.....	75
8.2 Explikation der Fragestellungen.....	76
III. Empirische Umsetzung der Fragestellung.....	78
1. Methode	78
1.1 Studiendesign.....	78
1.2 Konstruktion der Stichprobe.....	81
2. Datenerhebung.....	84
2.1 Datengewinnung durch Verteilung von Fragebögen.....	85
2.2 Aufbereitung der Daten	90
IV. Auswertung und Interpretation der Forschungsergebnisse	90
1. Datenauswertung.....	90
2. Ergebnisinterpretation	90
2.1 Zusammenfassung der Ergebnisse zu den jeweiligen Hypothesen.....	100
2.2 Weitere zu erwähnende Forschungsergebnisse	101
V. Diskussion und Forschungsausblick	108
1. Zusammenfassende Beantwortung der Forschungsfrage	108
2. Zur Relevanz dieser wissenschaftlichen Arbeit.....	109
3. Methodenkritik	110
4. Überlegungen für weiterführende Forschungen	111
Literaturverzeichnis.....	114

*Es darf, wer anderen hilft, nicht sich selbst vergessen;
es darf nicht fallen, wer andere aufrichtet.*

Gregor I. der Große

I. Einleitung

1. Zur Relevanz der vorliegenden Thematik

Wie sich aus praktischen Erfahrungen im psychosozialen Arbeitsbereich feststellen lassen kann, verlangt die dortige Tätigkeit neben dem Interesse am Menschen ein hohes Maß an Empathiefähigkeit und Einsatzbereitschaft.

Durch vertrauliche Einblicke in persönliche Hintergründe, Schicksale und Lebensgeschichten von KlientInnen und deren Angehörigen ist man gerade in diesem Berufsfeld stark gefordert, ein professionelles Nähe-Distanz-Verhältnis aufrecht zu erhalten und sich ausreichend von den Problemlagen des Klientels abzugrenzen.

Aus dem hohen Selbstanspruch heraus, helfen zu wollen, kann die persönliche Befindlichkeit oftmals in den Hintergrund geraten. Eben diese gilt aber als unabdingbares Erfordernis für das erfolgreiche Begleiten anderer Menschen.

Neben den oft (zu) hohen Erwartungen an die eigenen Fähigkeiten, zeigt sich auch das Klientel oftmals stark fordernd, energisch und stellt hohe Ansprüche.

Um unter diesen Voraussetzungen die eigene Gesundheit wie auch Arbeitsfähigkeit dauerhaft beizubehalten, bedarf es der Fähigkeit zur ausreichenden Abgrenzung und Psychohygiene. Samt einem achtsamen Umgang mit sich selbst sind dafür ausgeprägte Selbstmanagementfähigkeiten und Ressourcen notwendig, welche zur Stressverarbeitung befähigen und die erfolgreiche Bewältigung von Belastungen des Arbeitsalltages ermöglichen.

Aufgrund dieser eben ausgeführten Kenntnis, wird die geschilderte Thematik von mir als relevant erachtet und soll deshalb in der vorliegenden Arbeit ausführlicher behandelt werden.

2. Struktur bzw. Vorgehensweise

Die ersten acht Kapitel gestalten den Theorieteil, welcher ein Grundgerüst darstellt und die Sinnhaftigkeit der Forschungsfrage untermauern soll. Neben der Erklärung der essenziellen Grundbegriffe sollen hier die historischen wie gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der stationären Betreuung innerhalb der Jugendwohlfahrt erklärt werden, bevor genauer auf die Struktur der sozialpädagogischen Wohngemeinschaft eingegangen wird, welche als eine Form der stationären Betreuung anzuführen ist. Dabei soll ein Einblick in das Berufsfeld des befragten Personals gegeben werden, welches im Anschluss genauer hinsichtlich persönlicher sowie fachlicher Qualifikationen charakterisiert wird.

Nachfolgend sollen deren Arbeitsbedingungen skizziert werden, wobei der Schwerpunkt bei den herausfordernden Arbeitsbereichen liegt, um in weiterer Folge auf die berufsbezogenen Belastungsfaktoren schließen zu können. Die Veranschaulichung der dafür notwendigen Bewältigungsformen bildet den Fokus der vorliegenden Studie.

Gegenteilig zur derzeit geläufigen Gesundheitsforschung, welche sich häufig an der Pathogenese orientiert und sich mit den personenspezifischen Defiziten befasst, soll innerhalb der Hypothesenprüfung dieser Arbeit ressourcenorientiert die Ausprägung diverser Selbstfürsorgestrategien der BetreuerInnen behandelt werden und hinsichtlich Unterschieden der Ausprägungsgrade bezüglich des Geschlecht bzw. weiteren demografischen Variablen untersucht werden. Die Strategien bzw. personalen Ressourcen werden dabei als die Teilkonstrukte der Gesamtselbstmanagementfähigkeit nach Jack (2007) definiert.

Weiter soll jedoch auch die Resilienz des Personals erfragt werden und auf mögliche Zusammenhänge mit den Selbstmanagementfähigkeiten überprüft werden. Dies soll zu einer Differenzierung des Resilienz-Konstrukts beitragen, welche laut derzeitigem Forschungsstand als notwendig erachtet wird.

Auf die empirische Umsetzung mittels Fragebogenerhebung wird im Methodenteil eingegangen, bevor die Beschreibung der Auswertung und Interpretation der Daten erfolgt und die Forschungsergebnisse zusammengefasst werden. Nach der Ergebnispräsentation folgt eine Diskussion wie auch Überlegungen zu möglichen weiterführenden Forschungen.

3. Präzisierung der Fragestellung

Das Forschungsinteresse gilt den Ausprägungen von Selbstfürsorgestrategien, welche die Bewältigung belastender Situationen innerhalb des Arbeitsalltags erleichtern sollen.

Einerseits liegt der Fokus bei der spezifischen Stichprobe des Betreuungspersonals von sozialpädagogischen Wohngemeinschaften, bei welcher mögliche Unterschiede hinsichtlich der Bewältigungsfähigkeit, vor allem in Bezug auf das Geschlecht, abgehandelt werden sollen. Weiter wird jedoch vor allem die personale Ressource der Resilienz betrachtet, wodurch eine explizitere Differenzierung eben dieses Konstrukts erfolgen soll.

II. Theoried Hintergrund der Fragestellung

Am Anfang des theoretischen Hintergrunds sollen nun die wichtigsten Grundbegriffe eingeführt werden, welche für die formulierte Fragestellung von Bedeutung sind.

1. Definition der Grundbegriffe

Der Begriff der *Selbstfürsorgestrategien* wird in der vorliegenden Arbeit mit jener Begrifflichkeit der Selbstmanagementfähigkeiten sowie mit der Bezeichnung der Ressourcen zur Bewältigung von Belastungen des Arbeitsalltags weitestgehend synonym betrachtet. Auch Ausdrücke wie Copingstrategien, Stressbewältigungsfähigkeiten, Stressverarbeitungsmechanismen und Stressverarbeitungs Kompetenzen werden gleichbedeutend verwendet.

Neben dem Verständnis der oben angeführten Begrifflichkeiten sollen weiter die Begriffe der Abgrenzung sowie Psychohygiene definiert werden, welche in diesem Zusammenhang auch häufig angeführt werden.

Wilma Weiß (2013) beschreibt Selbstfürsorge neben Sachkompetenz und der Fähigkeit zur Selbstreflexion als eine der Grundkompetenzen für professionelles Handeln.

Die Selbstreflexionsfähigkeit nennt Weiß (2013) weiter als wichtige Grundvoraussetzung einer gelungenen Selbstfürsorge und beschreibt diese als reflexive Beobachtungshaltung hinsichtlich biografischer, institutioneller wie auch gesellschaftlicher Gegebenheiten und deren Einflüsse auf die pädagogischen Handlungsabläufe innerhalb des Arbeitsalltags.

Ist eine Person demnach in der Lage, sich selbst sowie die jeweilige Lebensgeschichte und deren möglichen Einfluss auf das Verhalten gegenüber dem Klientel im Sinne von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen bewusst wahrzunehmen und verfügt die Person weiter über einen bewussten Umgang mit dem eigenen Geschlechterbild, der eigenen Sexualität etc., so können bestimmte Beziehungsmuster bewusster wahrgenommen und gedeutet werden. Dadurch erhöht sich die Handlungsfähigkeit, damit wiederum die Professionalität. In weiterer Folge kann sich so auch die Abgrenzungsfähigkeit im Sinne einer verstärkten Selbstkontrolle steigern.

Die Autorin schreibt der Selbstreflexion als auch Selbsterfahrung ein gewisses Risiko wie auch eine gewisse Anstrengung zu. Durch die Auseinandersetzung mit sich selbst und eigenen Konflikten werden oft Themen beachtet und freigelegt, welche anfangs aufwühlen bzw. irritieren können. „Sie erhöhen in der Regel jedoch die berufliche Arbeitszufriedenheit und das persönliche Wachstum“, so Weiß (2013, S. 229) weiter.

„Der Erhalt der psychischen Unversehrtheit oder die Verminderung von Burnout ist eine, vielleicht die wichtigste Kompetenz der PädagogInnen“, so Weiß (2013, S. 230) zusammenfassend zur Thematik der Selbstfürsorge.

„Um eine stellvertretende Traumatisierung zu vermeiden, sind erhöhte Selbstaufmerksamkeit für körperliche Signale, Versuche, Worte für die eigenen Erfahrungen und Gefühle zu finden, das eigene Niveau an Behaglichkeit zu regeln und zu lernen, überwältigende Gefühle zu vermindern, ohne in Abwehr abzugleiten, mögliche und notwendige Schutzmaßnahmen“, so Weiß (2013, S. 231).

Auch Luise Reddemann (2003) definiert Selbstfürsorge kurz als „liebvollen, wertschätzenden, achtsamen und mitfühlenden Umgang“ mit dem Selbst sowie dem „Ernstnehmen der eigenen Bedürfnisse“ (S. 82).

In Bezug auf die Förderung der Selbstfürsorge und Psychohygiene rät Reddemann (2012) neben dem achtsamen Umgang mit sich selbst, zum inneren Beobachten und der Differenzierung zwischen Mitgefühl und Mitleid. Weiter verweist sie auf das Ernstnehmen eigener Bedürfnisse durch einen liebevollen Umgang mit sich und seinem Körper. Die Autorin schlägt vor, sich ausreichend zu bewegen, in der Natur aufzuhalten, viel Musik zu

hören, sofern man dies genießt und sich generell mit inspirierenden Menschen wie auch schönen Dingen zu umgeben.

Eben diese von Reddemann (2012) erwähnten Eigenschaften lassen sich mit den Aspekten der Selbstreflexionsfähigkeit (Weiß, 2013) bzw. *Selbstbeobachtung* (Jack, 2007) im Sinne eines achtsamen Umgangs gleichsetzen.

Auch die Neigung zu *Selbstverbalisation* (Jack, 2007) kann als positive Selbstinstruktion und Achtsamkeit gegenüber eigener Empfindungen verstanden werden.

Diese sollen daher, neben anderen später beschriebenen Ausprägungen, innerhalb der empirischen Befragung erhoben werden, da sie wesentliche gesundheitsfördernde Aspekte im Sinne der Bewusstwerdung und Auflösung von beruflichen Verstrickungen darstellen.

Zu geringe Ausprägungen dieser Erfordernisse können demnach die Abgrenzungsfähigkeit gegenüber des Berufsalltags vermindern, da das Vorhandensein jener Eigenschaften als Grundlage zu einer möglichen Auseinandersetzung, Bearbeitung und Auflösung solcher Abgrenzungskonflikte und damit zur Beibehaltung persönlicher sowie beruflicher Zufriedenheit gilt.

Der Begriff *Selbstmanagement* wird von Kanfer, Reinecker und Schmelzer (1996) dahingehend definiert, dass Personen, die über Selbstmanagementfähigkeiten verfügen, eine bessere Selbststeuerung besitzen sowie zu aktiver und eigenständiger Problembewältigung fähig sind. Neben der Behandlung von chronischen Schmerzen bzw. Krankheiten sowie diversen klinischen Störungsbildern durch Selbstmanagement-Therapie beschreiben Kanfer, Reinecker und Schmelzer (1996) Selbstmanagement daher „als Mittel der Krankheitsprävention bzw. Gesundheitserziehung“ (S. 12).

Selbstmanagementfähigkeiten werden von Kanfer, Reinecker und Schmelzer (1996) in einem engeren und einem weiteren Sinn definiert. Fähigkeiten wie Coping, Selbstbeobachtung und Selbstverbalisation werden diesen im engerem Sinn zugeschrieben. Selbstwirksamkeit und Hoffnung lassen sich den Selbstmanagementfähigkeiten im weiteren Sinn hinzurechnen.

Soziale Unterstützung wird weiter als ein heilsamer Faktor genannt, welcher je nach Qualität, Natur und Intensität variiert. Diesen schreiben die AutorInnen zwar nicht direkt den Selbstmanagementfähigkeiten zu, jedoch werden soziale Beziehungen als gesundheitsrelevante Ressource definiert. (Kanfer, Reinecker & Schmelzer, 1996)

Ressourcen lassen sich knapp als „Hilfsmittel oder Reserven“ definieren (Köck & Ott, 2002, S. 598).

Selbstmanagementfähigkeiten beinhalten nach Kanfer, Reinecker und Schmelzer (1996) die aktive und eigenständige Problembewältigung sowie Zielverfolgung. Auch die Fähigkeit, Veränderungsprozesse bei sich selbst in Gang zu setzen sowie das eigene Verhalten dahingehend zu beeinflussen, dass es der eigenen Gesundheit dienlich ist.

Die AutorInnen erwähnen beispielhaft Selbstbeobachtung, Selbstverbalisation, Zielklärung, wie Zielsetzung, Selbstverstärkung, Selbstkontrolle und Hoffnung als Selbstmanagementfertigkeiten. Aber auch der angemessene Einsatz von passivem wie aktivem Copingverhalten wird als Grundlage des Selbstmanagements verstanden.

Der *Coping-* und damit gleichgesetzt *Bewältigungs- bzw. Verarbeitungsprozess* lässt sich daher durch aktionale sowie intrapsychische Eigenschaften charakterisieren, welche zur Anpassung sowie Kontrolle von einer Person in unterschiedlicher Ausprägung eingesetzt werden. Es geht dabei also darum, entweder aktiv eine Veränderung der äußeren Situation herbeizuführen oder passiv emotionales Copingverhalten anzuwenden, bei welchem eine Anpassung an die äußere Situation erfolgt. (Lazarus & Launier, 1981)

Genauere Ausführungen dazu folgen innerhalb des Kapitels der Protektivfaktoren und spielen auch bei der Erhebung eine maßgebliche Rolle.

Grob lässt sich nach Joseph Zubin und Bonnie Spring (1977) der Begriff des Copings jedoch wie folgt definieren: „Coping ability is the resultant of the coping effort, or initiative, and the competence, or skill, that an organism brings to bear in formulating strategies to master life situations.“ (S. 116 ff)

Psychohygiene verstanden als „Wissenschaft von der Erhaltung der seelischen Gesundheit“, befasst sich mit der „Erforschung von Lebensumständen, die sich begünstigend auf die Entstehung psychischer oder psychosomatischer Krankheiten auswirken können“ (Köck & Ott, 2002, S. 570).

Weiter befasst sie sich mit der „Früherkennung von individuellen Fehlentwicklungen im Kontext des jeweiligen Umfeldes“, leistet Aufklärungsarbeit über psychosomatische Gesundheitsgefährdung und befasst sich mit Präventivmaßnahmen bei spezifischen Gefährdungssituationen wie Suchtproblematiken sowie alltäglicher, familiärer und beruflicher Belastung. (Köck & Ott, 2002, S. 570) Psychohygiene soll demnach eine gesunde Lebensführung hervorbringen und psychische Belastung sowie Stress reduzieren.

Als einer der weiteren grundlegenden Begriffe wird also die *Stressbewältigungsfähigkeit* angeführt, da diese maßgeblich zum Erhalt psychischer wie physischer Gesundheit beiträgt.

Wenngleich dem Stressbegriff ein späteres Kapitel gewidmet wird, so soll der Begriff hier doch einführend als Ungleichgewicht definiert werden, bei welchem die Umgebungsanforderungen ein Individuum überfordern. (Dunckel & Zapf, 1986)

Stressbewältigung wird wiederum als Fähigkeit verstanden, über genügend Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten zu verfügen, um Stress zu verarbeiten und sich in weiterer Folge erfolgreich von belastenden Situationen des Berufslebens abzugrenzen.

Auch auf das *sozialpädagogische Betreuungspersonal* soll in einem weiteren Kapitel genauer eingegangen werden. Kurz handelt es sich dabei um Personen, die im Sozialbereich tätig sind, d.h. über eine spezifische Ausbildung verfügen, welche es ihnen ermöglicht in einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft zu arbeiten.

Bei einer *sozialpädagogischen Wohngemeinschaft* handelt es sich um eine Institution, in welcher Kinder durch das Jugendamt fremduntergebracht werden. Einen der Leitgedanken stellt dabei die längerfristige Unterbringung dar, bei welcher das Klientel den Lebensmittelpunkt über längere Zeit in solch einer Einrichtung hat.

Nach der Klärung der für diese Arbeit essenziellsten Grundbegriffe soll nun auf die Organisation der Jugendwohlfahrt eingegangen werden, da sozialpädagogische Wohngemeinschaften dieser unterstehen.

2. Jugendwohlfahrt in Österreich

Die Jugendwohlfahrt, auch als Kinder- und Jugendfürsorge bekannt, unterliegt in Österreich der Landesgesetzgebung. Die jeweiligen Bundesländer verfügen über ein Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), welches die gesetzlichen Rahmenbedingungen absteckt. Bevor jedoch konkreter auf die gesetzlichen Gegebenheiten eingegangen wird, sollen einige grundlegende Voraussetzungen und Entwicklungen beschrieben werden, auf welchen die Jugendwohlfahrt beruht.

Zwei Entwicklungen trugen laut Helmut Wintersberger (2009) seit den 1980er Jahren maßgeblich zur Veränderung der öffentlichen Wahrnehmung von Kindern und deren Kindheit

bei. Einerseits entstand die veränderte Sichtweise durch das UN-Übereinkommen über die Rechte des Kindes aus dem Jahr 1989, welche Minderjährige zu Rechtssubjekten und damit wiederum zu Trägern eigener Rechte erklärte. Andererseits durch die Entwicklung neuer Paradigmen hinsichtlich Kindheit innerhalb der Sozialwissenschaften. Damit geht eine kindheitszentrierte politische Anschauung (Kinderrechtspolitik) innerhalb der modernen Gesellschaft einher, bei welcher, so Wintersberger (2009), zwischen strukturbezogener und akteurbezogener Kindheitspolitik zu unterscheiden ist.

Strukturbezogene Kindheitspolitik wirkt auf die Lebenslagen von Kindern, verstanden als eigenes Element der Sozialstruktur einer Gesellschaft. Sie zielt auf die Gesamtheit der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab, welche für das alltägliche Erfahren und Handeln von Kindern relevant sind, und sie interveniert in den Beziehungen zu anderen Gesellschaftssegmenten, insbesondere zu anderen Altersgruppen/Generationen. (Wintersberger, 2009, S. 525)

Inhaltlich geht es laut dem Autor „um die Anerkennung von Kindern als stakeholders und citizens in Gesellschaft und Wohlfahrtsstaat sowie um Probleme generationaler Verteilungsgerechtigkeit“ (S. 525).

Wintersberger (2009) stellt in diesem Zusammenhang auch klar, dass die Definition von Kinderinteressen nicht mit der subjektiven Kindermeinung gleichzusetzen ist, sondern auf einer höheren Abstraktionsebene basiert.

Akteurbezogene Kindheitspolitik versteht Kinder als politische Akteure, auf welche als handelnde Subjekte Rücksicht genommen werden muss und welche auf die Realität des Kindesalltags abzielt. (Wintersberger, 2009)

Wie Gerald Knapp und Maria Köffler (2009) beschreiben, steckt die Politik den gesetzlichen sowie den organisatorischen und finanziellen Rahmen ab, in welchem sich Institutionen der Erziehung und Sozialisation bewegen. Das Bestreben Entwicklungsvoraussetzungen, Ressourcen und Chancengleichheit von Kindern und Jugendlichen zu fördern, stellt daher eine politische Aufgabe und Herausforderung dar.

Politik ist, laut Knapp und Köffler (2009), grundlegend als „jede Form gemeinsamen Handelns zur Erreichung angestrebter Ziele zu verstehen. Dabei hängen die angestrebten Ziele vom jeweiligen Menschen- und Gesellschaftsbild ab und werden durch die jeweiligen Werthaltungen, Einstellungen und Wahrnehmungsmuster, die in kulturellen, gesellschaftlichen und biographischen Lebenskontexten entstanden sind, beeinflusst“ (S. 575).

„Kindheits- und jugendbezogene Politik, die die Entwicklungs- und Lebenschancen der Heranwachsenden fördern und verbessern möchte, kann daher nur als ‚Querschnittspolitik‘ verstanden werden, die Sozial-, Familien-, Bildungs-, Gesundheits-, Wohnbau- und Regionalpolitik miteinander verknüpft“, so Knapp und Köffler (2009, S. 575) weiter.

Bei kindheitsbezogener Politik geht es laut den beiden AutorInnen darum, die Bedürfnisse und Interessen der Kinder und Jugendlichen ernst zu nehmen und ihnen in allen Lebensbereichen Partizipationsmöglichkeiten zu gewähren. (Knapp & Köffler, 2009)

Die UN-Kinderrechtskonvention (UN-KRK), welche durch die Vereinten Nationen 1989 beschlossen wurde und 1992 auch in Österreich in Kraft trat, bildet die Grundlage für kind- und jugendbezogene Politik und spricht den Heranwachsenden Rechte, wie jenes auf einen angemessenen Lebensstandard, auf Gesundheit, auf Bildung sowie auf Chancengleichheit und Partizipation zu. (Knapp & Köffler, 2009)

In Bezug auf den internationalen Staatenvergleich gilt die Umsetzung der UN-Kinderrechte in Österreich als zufriedenstellend, wenngleich hinsichtlich der politischen Umsetzung sowohl die staatliche bzw. öffentliche Seite als auch NGO-Organisationen der Meinung sind, dass Handlungsbedarf besteht. Bezüglich des nötigen Ausmaßes an gesellschaftspolitischen Maßnahmen gehen die Positionen jedoch auseinander. (Knapp & Köffler, 2009)

Wintersberger (2001) weist diesbezüglich darauf hin, dass sich die Gewichtung nach den Entwicklungsständen der jeweiligen Länder verschiebt und jedes Entwicklungsniveau neue Widersprüche und Herausforderungen für die Umsetzung der UN-KRK-Beschlüsse mit sich bringt, womit der Autor argumentiert, dass kein Land die in der UN-KRK genannten Kinderrechte bis dato hinreichend umgesetzt hat. Beispielhaft nennt er das Recht auf Bildung, welche in ärmeren Teilen der Welt nicht als selbstverständlich erachtet werden kann. Innerhalb der Industriestaaten besteht, so Wintersberger (2001) weiter, hingegen die Tendenz der Verschulung von Kindheit, welche mit dem Gebot der optimalen Entwicklung und Entfaltung sowie dem Recht auf Freizeit kollidieren kann.

Für die umfassende Konkretisierung der UN-Kinderrechte innerhalb Österreichs setzt sich seit 1997 die Kinder- und Jugendanwaltschaft ein, welche sowohl auf Bundesebene als auch in allen neun Bundesländern installiert ist und gemeinsam mit NGO Organisationen, anderen Organisationen und Institutionen das unabhängige Netzwerk Kinderrechte Österreich (die National Coalition = NC) bildet. (Knapp & Köffler, 2009)

Nach der kurzen Veranschaulichung von den für die Jugendwohlfahrt wichtigen Grundbedingungen, soll nun auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen dieser eingegangen werden, um in die genaueren Auflagen der Fremdunterbringung einzuführen.

2.1 Zu den gesetzlichen Rahmenbedingungen der Fremdunterbringung

In Österreich beschreibt das *Jugendwohlfahrtsgesetz* (JWG) aus dem Jahre 1989 welches 1998 novelliert wurde, die grundlegenden Aufgabenbereiche der Jugendwohlfahrt.

Das *Bundesgesetz über die Grundsätze für Hilfen für Familien und Erziehungshilfen für Kinder und Jugendliche* (=Bundes-Kinder- und Jugendhilfegesetz) stellt wiederum die Grundlage der einzelnen Gesetze der unterschiedlichen Bundesländer dar.

Die Durchführung dieser und die dafür notwendigen Gesetze sowie Verordnungen obliegen der Verantwortung der Länder.

Der Neuentwurf des Bundes-Kinder- und Jugendhilfegesetzes 2013 (B-KJHG 2013) weist auf den Grundsatz der Jugendwohlfahrt hin, welcher darin besteht, dass Kinder und Jugendliche „ein Recht auf die Förderung ihrer Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“ haben (Österreichischer Nationalrat [ÖNR], 01.05.2013).

Aus den Grundsatzbestimmungen geht auch hervor, dass die Pflege sowie Erziehung der Minderjährigen in erster Linie als Pflicht sowie als Recht deren Eltern oder der sonst mit Pflege wie auch Erziehung betrauten Personen obliegt und dass diese durch Informationen und Beratung hinsichtlich der Ausübung dieser Aufgaben unterstützt werden sollen. (ÖNR, 01.05.2013)

Paragraph 1 des B-KJHG bezieht sich weiter auf den Fall der unzureichenden Fähigkeit seitens der Pflegepersonen: „Wird das Kindeswohl hinsichtlich Pflege und Erziehung von Eltern oder sonst mit Pflege und Erziehung betrauter Personen nicht gewährleistet, sind Erziehungshilfen zu gewähren.“ (ÖNR, 01.05.2013)

Zugleich wird jedoch auch die Niederschwelligkeit diverser Maßnahmen betont: „In familiäre Rechte und Beziehungen darf nur insoweit eingegriffen werden, als dies zur Gewährleistung des Kindeswohls notwendig und im Bürgerlichen Recht vorgesehen ist.“ (ÖNR, 01.05.2013)

Hinsichtlich der Indikation für Fremdunterbringung beschreibt Werner Freigang (1999), dass es „nur wenige »harte« Kriterien, die eindeutig für eine Herausnahme eines Kindes oder Jugendlichen aus der Herkunftsfamilie sprechen“ gibt (S. 688). Jene Kriterien betreffen, laut seinen Aussagen auch nicht Merkmale betroffener KlientInnen, sondern „unerträglich scheinende Situationen und Lebensumstände“ welchen die Kinder/Jugendlichen ausgeliefert sind (S. 688).

„Massive Gewalt in einer Familie, sexueller Mißbrauch und Gefahr für Leib und Leben scheinen solche weitgehend allgemeingültigen Indikatoren für die Notwendigkeit einer Herausnahme aus der Familie zu sein.“ (Freigang, 1999, S. 688)

„Das gültigste Kriterium für die Entscheidung für eine Fremdunterbringung scheint berechtigterweise der Wunsch der Beteiligten zu sein, der geäußerte Wille von Personensorgeberechtigten, Kindern und Jugendlichen“, so Freigang (1999, S. 688) weiter.

Eben diese Selbstbestimmung bzw. Autonomie spielt auch bei den weiteren gesetzlichen Gegebenheiten und grundlegenden, internationalen Aspekten der kinderrechtlichen Perspektive eine wesentliche Rolle, welche von Helmut Sax (2009) beschrieben werden. Dieser verweist darauf, dass Soziale Arbeit im Sinne der Ethik mit der Achtung der Menschenrechte einhergeht, welche, wie durch die UN-KRK (1989) verdeutlicht wird, auch für Kinder und Jugendliche gelten. Die Wahrung dieser Rechte wird, laut Sax (2009), nicht nur als Auftrag an die Politik und die Gesetzgebung eines jeweiligen Landes gerichtet, sondern auch an die Berufsgruppen, welche für die Umsetzung dieser Standards in der alltäglichen Praxis Sorge tragen.

Neben der gesetzlichen Sachlage lassen sich jedoch auch historische und gesellschaftliche Zustände erkennen, welche das Angebot stationärer Betreuungsangebote maßgeblich beeinflusst haben und auch weiterhin bedingen. Diese sollen innerhalb des nächsten Unterpunktes Erwähnung finden.

2.2 Zum historischen und gesellschaftlichen Kontext stationärer Betreuungsangebote

Karin Lauermann (2001) formuliert, dass nicht mehr von „der“ Heimerziehung per se gesprochen werden kann, da diverse Entwicklungs- und Reformierungstendenzen innerhalb der letzten Jahrzehnte zu vielschichtigen Veränderungen im Heimerziehungsbereich geführt haben.

Das Spektrum, das sich heute hinter dem Etikett ‚Heim‘ verbirgt ist weit gespannt. Es reicht von klassischen Großeinrichtungen bis hin zu (sozial)therapeutischen Wohngruppen, von familienanalog konzipierten Kinderdörfern zum betreuten Jugendwohnen, vom Therapieheim zum Wohn- oder Arbeitsprojekt, um nur einige Beispiele zu nennen. Das enge klassische Feld der Heimerziehung hat sich in eine weite Flur unterschiedlichster sozial(pädagogischer) Dienstleistungsangebote gewandelt. (Lauer mann, 2001, S. 120)

An dieser Stelle soll kurz auf die früheren Formen sowie historischen Entwicklungen der Fremdunterbringung eingegangen werden, da sich innerhalb der letzten Jahrzehnte die Auffassung hinsichtlich des Auftrags von Fremdunterbringung stark verändert hat. Dabei entwickelte sich diese von der disziplinierten Verwahrung des Klientels innerhalb von sogenannten „Besserungsanstalten“ hin zur Unterbringung in pädagogischen Entwicklungsräumen.

Laut Josef Scheipl (1999) kann von zwei Ursprüngen gesprochen werden, aus welchen sich die Heimerziehung als Institution entwickelt hat.

Zum einen aus den Waisenhäusern und Bewahrungsanstalten, bei welchen Verwahren und Betreuen als Leitansätze galten. Zum anderen aus den Arbeits- und Zuchthäusern, welche Separierung und erziehende Disziplinierung zur Zielsetzung hatten. Diese gingen aus dem Jugendgerichtswesen, bei welchem es um den Schutz der Gesellschaft sowie um Bestrafung ging, hervor.

Die deutliche Unterscheidung der beiden Anstaltstypen war allerdings vielfach weder hinsichtlich der Gestaltung pädagogischer Maßnahmen, noch des Klientels, möglich.

Eine Distanzierung von diesen Verhältnissen und Einstellungen geschah mit der Neuorientierung innerhalb der Anstaltsfürsorge im »Roten Wien« der Zwanziger Jahre, welche sich, laut Scheipl (1999), durch eine präventiv jedoch stark kontrollierende Jugendfürsorge auszeichnete. Die theoretische Grundidee leitete sich von psychoanalytischen Ansätzen ab. Auch in Bezug auf die Ausstattung und ästhetische Gestaltung wollte die Gemeinde Wien beispielsweise wirken. Dieser Reformkurs vollzog sich in Wien teilweise auch im weiteren Verlauf der Zwischenkriegszeit.

Innerhalb der restlichen Bundesländer dürfte dies nur unzureichend erfolgt sein, wengleich die wissenschaftliche Aufarbeitung diesbezüglich, so Scheipl (1999), aussteht.

Mit dem im März 1938 vollzogenen Anschluss an das Deutsche Reich vollzog sich eine Regression von der auf das Individuum hin orientierten Heimerziehung zu einer anonymen Betreuung wie auch Disziplinierung in Großgruppen.

Eine weitere Neuorientierung der Heimerziehung beschreibt Scheipl (1999) erst wieder seit dem Beginn der Siebziger Jahre, bei welcher auch die zunehmende Professionalisierung des Personals dieses Arbeitsbereichs zu einem verbesserten Angebot für untergebrachte Kinder und Jugendliche innerhalb stationärer sozialpädagogischer Einrichtungen beitragen sollte.

Bezüglich des gesellschaftlichen Kontextes betont Arno Heimgartner (2009), dass üblicherweise die Familie „für Kinder und Jugendliche die Hauptarbeit an Betreuungs-, Erziehungs- und auch Bildungsleistungen“ übernimmt (S. 339).

„Die Lage der Familien steht deshalb in engem Zusammenhang zu den öffentlichen Leistungen, die diese Aufgaben temporär übernehmen“, so der Autor weiter (S. 339).

Durch die erhöhte Beteiligung am Arbeitsmarkt seitens der Eltern sowie die Veränderungen der familiären Formen durch Scheidungen, Trennungen, das Eingehen neuer Partnerschaften etc. entsteht durch unterschiedliche Einflüsse eine Beschränkung der Präsenzzeit der Eltern. Partnerschaftsbedingt häufig vor allem die Abwesenheit des Vaters, was für die Kinder gravierende Auswirkungen hat, da sie unter dem spärlichen Kontakt zum Vater leiden und dabei die männliche Identifikationsfigur verlieren. Arbeitsbedingt kommt es zu einer Erhöhung externer Betreuungszeiten der Kinder. (Heimgartner, 2009)

Neben dem gesteigerten Bedarf an Betreuungseinrichtungen vollzieht sich zeitgleich jedoch ein Wandel des Wohlfahrtsstaates, welcher die Verringerung der Mittel für Sozialleistungen zur Folge hat. Dadurch steigt die Gefahr der Qualitätsverschlechterung sowie der Reduzierung des Angebots. (Heimgartner, 2009)

Der Druck am Arbeitsmarkt zieht zum Teil Arbeitslosigkeit nach sich, welche durch die entstehende Armut zu existenziellen Krisen führen kann. Beispielsweise Suchtproblematiken oder andere psychische Erkrankungen können in weiterer Folge dazu führen, dass die Kinder abgenommen werden. (Heimgartner, 2009)

Heimgartner (2009) spricht in diesem Zusammenhang weiter von Individualisierung, welche sich in den Phänomenen veränderter Familienstrukturen, der Veränderung von Frauen- und Männerrollen sowie brüchigen Erwerbsbiografien widerspiegelt.

Hinsichtlich der Familienkarrieren schreibt der Autor von zunehmendem Variantenreichtum. Als Beispiele verschiedener Lebensformen nennt er Single-Haushalte sowie Patchwork-Familien und weist auf den Begriff des/der LebensabschnittspartnerIn, mit der damit einhergehenden Normalität wechselnder Beziehungen, hin. AlleinerzieherInnen-Haushalte, welche aufgrund der erhöhten Scheidungsraten stark zunehmen, beschreibt er bezüglich finanzieller und sozialer Sicherheit als risikobehaftet. Jedoch betont er auch, diese nicht

ausschließlich defizitär zu betrachten, da auch diese Lebensform nicht als homogen beschrieben werden kann. Neben der Auflösung von familiären Festlegungen hat dies gemeinsam mit weiteren strukturellen Veränderungen, wie beispielsweise der steigenden Wohnortmobilität, außerdem zur Folge, dass sich die „Kapazitäten in der familiären Versorgung über die Generationen“ verringern, so Heimgartner (2009, S. 326).

„Verschiedene Familienformen und Scheidungen sind zu einem Teil Ausdruck eines gesteigerten Bewusstseins über individuelle Lebenslaufmöglichkeiten“, so der Autor weiter (S. 326). Auch die Neuformation der Geschlechterrollen mit der damit einhergehenden erhöhten Erwerbsbeteiligung von Frauen bringt dies, laut Heimgartner (2009), zum Ausdruck.

Es ist anzumerken, dass die Erwerbstätigenquote die differenzierten Arbeitsbedingungen, welche Frauen und Männer am Arbeitsmarkt vorfinden, nicht ausdrückt. Auch die Tatsache, dass „die Präsenz der Frauen am Arbeitsmarkt nicht eine solche der Männer bei Familien- und Haushaltsaufgaben nach sich zog“ (S. 326) wird nicht berücksichtigt. Diese Themenbereiche können aufgrund deren Umfangs jedoch an dieser Stelle auch keine ausführlichere Berücksichtigung finden.

In Bezug auf die Erwerbsbiografien spricht Heimgartner (2009) von einer Abnahme der Lebensstellen und einer Zunahme von Teilzeitarbeit, dem Wechsel von Erwerbs- und Nichterwerbsphasen als übliche Erwerbsbiografie sowie dem Trend zur Flexibilisierung.

Auch Gerald Knapp (2001) verweist auf den Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Voraussetzungen bzw. Bedingungen und etwaigen Entwicklungs-/Reformperioden, da gesellschaftlicher Wandel unabdingbar Einflüsse auf die Heimerziehung hat.

In den letzten Jahrzehnten haben sich durch tiefgreifende Veränderungen im wirtschaftlichen und soziokulturellen System der modernen Industriegesellschaften die Rahmenbedingungen der Familiensysteme, der Kindheit und Jugend sowie der Arbeitswelt drastisch verändert, die unter anderem auch entsprechende Auswirkungen auf das System der Jugendhilfe, insbesondere auf die ‚Heimerziehung‘ haben. (Knapp, 2001, S. 71)

Die vorhergehenden Punkte sollten einen Umriss der rechtlichen, historischen wie gesellschaftlichen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen der Kinder- und Jugendfürsorge darstellen. Der nächste Unterpunkt soll nun einen Überblick hinsichtlich der stationären Betreuungsangebote der Jugendwohlfahrt liefern.

2.3 Betreuungsformen der Kinder- und Jugendhilfe

Innerhalb der Fassung des B-KJHG 2013 ist neben den sozialen Diensten und diversen Regelungen hinsichtlich der Unterbringung in Pflegefamilien unter den Diensten für „werdende Eltern, Familien, Kinder und Jugendliche“ auch die Versorgung durch sozialpädagogische Einrichtungen unter Paragraph 17, Punkt 1 angeführt:

Der Kinder- und Jugendhilfeträger hat vorzusorgen, dass zur Pflege und Erziehung von Kindern und Jugendlichen im Rahmen der vollen Erziehung sozialpädagogische Einrichtungen zur Verfügung stehen. Dabei ist auf die unterschiedlichen Problemlagen und die altersgemäßen Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen Bedacht zu nehmen. (ÖNR, 01.05.2013)

Weiter wird unter Punkt 2 und 3 angeführt, dass sozialpädagogische Einrichtungen als stationäre und teilstationäre Dienste angeboten werden. Diese umfassen Betreuungseinrichtungen für Notsituationen, Einrichtungen für die dauerhafte Betreuung von Kindern und Jugendlichen, betreute Wohnformen für Jugendliche sowie nicht ortsfeste Formen der Sozialpädagogik. (ÖNR, 01.05.2013)

Heimgartner (2009) schreibt diesbezüglich: „Die Dienste der Jugendwohlfahrt sind breit gestreut und abhängig von den Konzepten der Bundesländer. Grundsätzlich lassen sich allgemeine Leistungen (z.B. Elternbildung und -beratung, aufsuchende Dienste), Unterstützung der Erziehung (ambulante und mobile Dienste), und ‚Volle Erziehung‘ (stationäre Dienste) unterscheiden.“ (S. 195)

Freigang (1999) geht weiter auf das hierarchische Angebotsverhältnis ein, welches in der Praxis der Hilfgewährung vorherrscht: „Ambulante, teilstationäre und stationäre Hilfen stehen nicht gleichwertig nebeneinander, sondern werden nacheinander abgearbeitet, zum einen wegen der Schwere des Eingriffs, zum anderen aber auch wegen der Kosten.“ (S. 689)

Im Folgenden soll kurz auf die stationären Hilfsangebote im Raum Kärnten eingegangen werden, da in diesem die später beschriebene Forschung stattfindet.

Das Land Kärnten verfügt über Angebote von sozialpädagogischen sowie sozialtherapeutischen Wohngemeinschaften und Wohngruppen für Kinder und Jugendliche, Wohngemeinschaften für Mütter und deren Kinder, familienähnlichen Wohngemeinschaften,

Kinder- und Jugendheimen, Kinderschutzzentren, Kriseninterventionsstellen zur Krisenunterbringung, Notschlafstellen, betreutem (Innen- und Außen-) Wohnen, betreuten Wohngruppen mit Wohn-, Lebens- und Arbeitstrainingsmaßnahmen im Rahmen der Jugendwohlfahrt, betreutem Wohnen in Krisensituationen sowie familienbegleitenden Pflegeplatzunterbringungen. (Amt der Kärntner Landesregierung, 02.02.2014)

Der Organisation der Jugendwohlfahrt unterliegen also, wie beschrieben, diverse Betreuungsformen. Innerhalb dieser Arbeit soll nun detaillierter auf die Form der sozialpädagogischen Wohngemeinschaft eingegangen werden.

3. Zur institutionellen Struktur einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft

Wie bereits beschrieben entwickelte sich die Heimerziehung innerhalb der letzten vierzig Jahre vom sogenannten Anstaltsprinzip, welches auf Massenunterbringung und möglichst kostengünstige Versorgung ausgelegt war „über das Familienprinzip und das therapeutische Milieu zu einem Teilbereich der neuen lebensweltorientierten Sozialpädagogik“, so Lauer mann (2001, S. 131).

Dies impliziert in weiterer Folge auch die Miteinbeziehung diverser anderer Institutionen wie beispielsweise der Schule sowie anderen psychologischen- und/oder therapeutischen Einrichtungen. (Lauer mann, 2001)

Innerhalb sozialpädagogischer Wohngemeinschaften lassen sich also diverse institutionelle Strukturen erkennen. Eine ihrer Grundlagen besteht in der Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, welche im folgenden Punkt kurz abgehandelt werden soll.

3.1 Zusammenarbeit mit anderen Institutionen

Erich Kiehn (1982) beschreibt hinsichtlich der Zusammenarbeit mit Schulen, dass bis zur Beendigung der Schulpflicht vom Klientel eine schulische Ausbildung zu verfolgen ist. Da die Kinder/Jugendlichen häufig mit schlechten schulischen Leistungen kämpfen, gilt es für die BetreuerInnen, einen intensiven Kontakt mit dem zuständigen Lehrpersonal zu pflegen. Diese haben auch die Aufgabe, den Lehrkräften die entsprechende Situation, in welcher sich die SchülerInnen befinden, zu erklären. Sie müssen wissen, an wen sie sich hinsichtlich der schulischen Belange (Elternabende, Klassenfahrten etc.) zu wenden haben. Generell gilt es

den schulischen Bereich innerhalb der sozialpädagogischen Wohngemeinschaft nachhaltig zu fördern.

Hinsichtlich der Zusammenarbeit mit Einrichtungen und Diensten der Jugendarbeit gibt Kiehn (1982) an, dass eine weitere Aufgabe des Betreuungspersonals darin besteht, sich über umliegende Vereine, Jugendtreffs, Sportclubs, Musik- sowie Schwimmvereine, Pfarrgemeinden etc. zu informieren, um so ein sinnvolles Freizeitangebot für die BewohnerInnen zu erreichen und diesen Sozialkontakte außerhalb der Wohngemeinschaft zu ermöglichen.

Um die Struktur von sozialpädagogischen Wohngemeinschaften genauer erfassen zu können, ist es weiter notwendig, das dort lebende Klientel genauer zu beschreiben. Dies soll im nächsten Unterpunkt dargelegt werden.

3.2 Klientel sozialpädagogischer Wohngemeinschaften

In den Wohngemeinschaften halten sich laut Kiehn (1982) junge Menschen auf, deren Eltern bzw. Angehörige entweder nicht mehr vorhanden sind oder sich nicht ausreichend um die Kinder und Jugendlichen kümmern können bzw. wollen. Inhaber der Personensorge und damit Vormund ist daher häufig das Jugendamt, welches durch SozialarbeiterInnen, die in direktem Austausch mit der jeweiligen Wohngemeinschaft stehen, vertreten wird.

Roland Schleiffer (2009) nimmt Bezug auf die Notwendigkeit von Heimen, da ihm zufolge vor allem ältere Kinder und Jugendliche schwer in Pflegefamilien unterkommen oder adoptiert werden und daher in Heimen fremduntergebracht oder gar zwischen Heimen und Psychiatrien hin- und her verwiesen werden. Dies ergibt sich laut seinen Annahmen vor allem daraus, dass sich besonders bei älteren Kindern bzw. Jugendlichen gehäuft dissoziale Verhaltensauffälligkeiten zeigen, welche aufgrund ihrer Erfahrungen von Verwahrlosung und unsicheren Bindungen innerhalb ihres Herkunftssystems „als Ausdruck ihrer Anpassung an die ihnen zugemutete Familie aufgefasst werden müssen“, so Schleiffer (S. 82). Dennoch führt dies zu häufigem Abschieben des Klientels durch Pflegefamilien oder Institutionen.

Die von diesen KlientInnen im Laufe der Jahre gemachten Erfahrungen führen zu inneren Arbeitsmodellen, mit welchen sie auch künftige Beziehungen nach einem für sie gewohnten Schema gestalten. (Schleiffer, 2009)

„Diese Kinder und Jugendlichen provozieren mit ihrem Verhalten offensichtlich eine Kommunikationsform, die ihnen aus ihrer Herkunftsfamilie vertraut ist und bei der ihnen ihre Beteiligung ausreichend sicher vorhersehbar erscheint“, so der Autor (2009, S. 83).

Die Kinder „nehmen die Nachteile dieser gespannten, von negativen Affekten geprägten Kommunikation gewissermaßen billigend in Kauf“ (S. 83).

Weiter beschreibt er diese Dynamik insofern, als dass die Kinder aufgrund ihrer Kommunikationsmuster schwer eine längere Unterkunft finden. „Aber auch in diesem Fall wissen sie wenigstens, woran sie sind“, so Schleiffer (2009, S. 83).

Der Autor hebt auch hervor, dass die Zahl leichterer Fälle immer mehr zurückgeht, da sich das Angebot an ambulanten Maßnahmen immer stärker differenziert. Dies führt laut seinen Ausführungen zwangsläufig dazu, „dass die Kinder und Jugendlichen, bei denen letztendlich nur noch eine Unterbringung in einem Heim in Frage kommt, größere Probleme mit sich haben und Probleme für andere schaffen“ (S. 83).

Um innerhalb dieser Institutionen dennoch einen einigermaßen geregelten und sicheren Alltag gewährleisten zu können, muss das in der Wohngemeinschaft lebende Klientel gewisse Aufnahmekriterien erfüllen und sich einem gewissen Aufnahmeverfahren unterziehen, um in solch einer Betreuungsform aufgenommen werden zu können. Sowohl die Kriterien als auch das Verfahren soll der nachfolgende Punkt skizzieren.

3.3 Aufnahmekriterien bzw. Aufnahmeverfahren

Bezüglich der Kriterien zur Aufnahme in eine sozialpädagogische Wohngemeinschaft beschreibt Kiehn (1982) die Situation für jugendliche BewohnerInnen. Diese können jedoch auch weitgehend für jüngere WohngemeinschaftsbewohnerInnen angewendet werden.

Um eine pädagogisch sowie dynamisch sinnvolle Gruppenzusammensetzung zu erreichen, sind laut dem Autor gewisse Aufnahmekriterien unerlässlich. Diese werden alters- und aufgabenstellungsabhängig auf den Neuankömmling abgestimmt. Als wichtige Aufnahmeaspekte gelten dabei die Gruppenfähigkeit sowie ein psychisch und physisch weitestgehend positiver Gesamtzustand. Im Allgemeinen werden in diesen besagten Wohngemeinschaften keine Menschen mit geistig- als auch körperlichen Behinderungen aufgenommen. Weiter sollten die InteressentInnen keine allzu lange Heimerfahrung vorweisen und sich ausbildungs- oder arbeitsfähig sowie arbeitswillig zeigen. Die Probezeit

sowie die Gruppenordnung muss anerkannt werden und es muss eine Tendenz zur Bereitschaft erkennbar sein, dass diese auch eingehalten wird. (Kiehn, 1982)

Neben den Aufnahmekriterien beschreibt Kiehn (1982) auch das Aufnahmeverfahren in eine Wohngemeinschaft, für welches der Antrag durch die Eltern, das Jugendamt, den Vormund, einem anderen Heim oder einer Erziehungsberatungsstelle erfolgen kann. Der/die KlientIn selbst wird jedoch natürlich auch angehört, ob er/sie in der besagten Wohngemeinschaft wohnen möchte. Diesbezüglich finden Gespräche mit dem/der Betroffenen wie auch mit den bereits innerhalb der Gruppe integrierten BewohnerInnen statt. Im Anschluss an das beidseitige Einverständnis wird ein Einzugstermin vereinbart. Hierbei wird dann das Zimmer gemeinsam mit dem Kind bzw. Jugendlichen eingerichtet.

Während der ersten Eingewöhnungsphase wirken in der Regel sowohl die anderen BewohnerInnen, als auch die BetreuerInnen unterstützend. In dieser Zeit wird versucht das Kind bzw. den Jugendlichen in die Gruppe zu integrieren und seine/ihre aktive Teilnahme zu erreichen. Häufig wird auch eine Probezeit vereinbart. Zweckmäßig ist in dieser Phase auch, dass das mitgebrachte Eigentum in einer Bestandsliste festgehalten wird und entsprechend aufzubewahren ist, sodass möglichen späteren Ungereimtheiten vorgebeugt werden kann. (Kiehn, 1982)

Generell weist Freigang (1999) darauf hin, dass nicht außer Acht gelassen werden sollte, dass „die Frage, ob ein Kind oder ein Jugendlicher in ein Heim (oder in eine Wohngruppe oder eine andere stationäre Maßnahme) kommen soll und die daran anschließende Frage, in welche Einrichtung zu welchen Menschen...für den davon Betroffenen von geradezu schicksalhafter Bedeutung“ ist (S. 687). Der Autor verweist auf außerordentliche Behutsamkeit sowie Sorgfalt und die Diskrepanz zwischen theoretischer Achtsamkeit und der Umsetzung in der Praxis der Heimeinweisung.

Innerhalb dieses Kapitels wurde zu verdeutlichen versucht, wie die institutionellen Strukturen solcher Einrichtungen aufgebaut sind, wie deren Arbeitsweise aussieht und welche KlientInnen darin untergebracht sind. Um für das oben vorgestellte Klientel in solch einer sozialpädagogischen Wohnform eine möglichst geeignete Betreuung zu gewährleisten, bedarf es dazu fähiges Personal. Genauere Ausführungen zu diesem soll das nächste Kapitel bieten.

4. Betreuungspersonal

Die Arbeitsweise des vorzufindenden Betreuungspersonals lässt sich als multiprofessionelle Teamarbeit beschreiben, welche noch vor anderen Charakteristiken der BetreuerInnen dargestellt werden soll.

4.1 Konstellation und alltägliche Zusammenarbeit im multiprofessionellen Team

Britta Schroll (2007) schreibt im Zusammenhang mit der speziellen Thematik des BezugsbetreuerInnen-Systems über die multiprofessionelle Teamarbeit: „In heilpädagogisch-therapeutischen Einrichtungen wird das Bezugsbetreuersystem in der Zusammenarbeit eines multiprofessionellen Teams realisiert, das aus Angehörigen verschiedenster Berufsgruppen – wie z.B. Pflegepersonal, Sozialarbeiter, Heil- und Sozialpädagogen, Ärzten, Therapeuten, Logopäden, Psychologen, Erziehern usw. – besteht. Dies ist nötig, damit den Kindern eine ganzheitliche Hilfe zukommen kann.“ (S. 132) Die unterschiedlichen Zugänge, beruflichen Perspektiven sowie deren gegenseitiger Abgleich tragen, so die Autorin, eben dazu bei.

Auch Heimgartner (2009) erwähnt die Konstellation von multiprofessionellen Teams: „Generell arbeiten zum einen Professionelle aus dem Pool an sozialpädagogisch relevanten Ausbildungen, zum anderen setzen sich Teams auch heterogener zusammen (z.B. PsychologInnen, JuristInnen, ÄrztInnen).“ (S. 14)

Schroll (2007) geht weiter auf die Entscheidungskompetenzen, Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten innerhalb des BetreuerInnen-Teams ein. Sie betont, dass diese klar strukturiert werden müssen, um hinsichtlich der Förderung und Behandlung des Klientels die verschiedenen beteiligten Berufsgruppen bestmöglich nützen zu können. Dem/der (Bezugs-)BetreuerIn werden hierbei tendenziell gehäuft pädagogische Aufgaben und Entscheidungen zugeteilt, wenngleich seine/ihre Arbeit auch therapieunterstützende und weiterführende Maßnahmen umfasst.

Wichtig ist, bei der Entwicklung von Ziel- und Förderarbeiten immer das gesamte Team miteinzubeziehen, so Schroll (2007). Die Autorin verweist darauf, dass Probleme oder Entscheidungen, die in den Kompetenzbereich von KollegInnen anderer Berufsgruppen fallen, beispielsweise Entscheidungen über therapeutische Maßnahmen, im Team besprochen und in weiterer Folge aber an den/die entsprechend qualifizierte/n KollegIn übergeben werden sollen. Schroll (2007) betont aber auch, dass PädagogInnen, Sozial- und HeilpädagogInnen

dennoch unterschiedliche Aufgaben übernehmen, welche sich teils mit den Aufgabenbereichen anderer Professionen überschneiden.

Neben einer einführenden Darstellung der Arbeitsweise soll nun auch das Personal innerhalb dieser Form der Teamkonstellation genauer beschrieben werden. Dazu sollen die demografischen Variablen kurz umrissen werden.

4.2 Demografische Variablen des Betreuungspersonals

Heimgartner (2009) weist darauf hin, dass die Soziale Arbeit als kein homogenes Handlungs- und Ausbildungsfeld dargestellt werden kann und sich durch ein buntes Bild an Ausbildungsmöglichkeiten sowie durch Multidimensionalität der professionellen Landschaft kennzeichnen lässt.

Dies liefert eine Erklärung für die Häufigkeit von multidisziplinären Team-Konstellationen, innerhalb des Tätigkeitsfeldes des Sozialbereichs. Durch die jeweilig eingeschlagene Berufsausbildung innerhalb der diversen Professionen, sollten die BetreuerInnen zu einer gewissen Fachexpertise gelangen. (Heimgartner, 2009)

Der Autor gliedert die Kompetenzen des Betreuungspersonals innerhalb der Sozialarbeit allerdings noch differenzierter in *soziale, persönliche, Fach- und Sach- sowie Methoden-Kompetenzen*. Diese sollen innerhalb des nächsten Unterpunktes beleuchtet werden.

4.2.1 Fachliche sowie persönliche Qualifikation

Die Fach- und Sachkompetenz über welche das Betreuungspersonal verfügen sollte, beschreibt Heimgartner (2009) als „entwicklungspsychologisches, entwicklungspsychopathologischen und sozialisationstheoretisches Wissen, integrationspädagogische Kenntnisse, analytische und diagnostische Kompetenz, Kenntnisse über die Breite der sozialarbeiterischen Arbeitsfelder, rechtliche und verwaltungstechnische Kenntnisse sowie empirisch gesichertes Wissen über mögliche Risiken einer Erziehungshilfe“ (S. 125).

„In die Methodenkompetenz fallen ein flexibler und zielorientierter Umgang mit Methoden (z.B. Einzelarbeit, Gruppenarbeit), Kooperations- und Vermittlungskompetenz, Gesprächsführungskompetenz sowie Integrationsfähigkeit“, so Heimgartner (2009, S. 125).

Im Zusammenhang mit eingebrachten Kompetenzen von 218 AbsolventInnen für Sozialpädagogik postuliert er jedoch weiterführend: „Am häufigsten werden Empathie und Einfühlungsvermögen genannt, gefolgt von Teamfähigkeit, Geduld und Fachwissen. Auffallend ist, dass persönlichkeitsnahe Kompetenzen wie Geduld und Belastbarkeit einen hohen Stellenwert einnehmen, obwohl sie in Ausbildungen kaum zu den explizit vermittelten Inhalten gehören dürften“ (S. 125).

Heimgartner (2009) weiter über diese Studie: „Von hoher Beziehungsrelevanz ist die geeignete Balance zwischen Nähe und Distanz.“ (S. 125)

Neben der spezifischen fachlichen Qualifikation, sollte das Personal daher also auch über gewisse Sozial- und Persönlichkeitskompetenzen verfügen. Heimgartner (2009) nennt hier „Beziehungsfähigkeit, Innovationsfähigkeit, Authentizität, Toleranz, Glaubwürdigkeit, Belastbarkeit sowie Flexibilität“ (S. 125).

Auch Herbert E. Colla (2001) beschreibt eine Vielzahl von persönlichen Eigenschaften seitens des Betreuungspersonals, welchen er eine maßgebende Rolle für positive Erziehungsarbeit zuschreibt:

Wie sich die Erzieherinnen und Erzieher den Kindern und Jugendlichen präsentieren, wie sie den Umgang mit ihnen gestalten, wie verlässlich sie im Alltag – auch in Stresssituationen – sind, welche Offenheit und Sensibilität sie gegenüber den Lebensentwürfen der Kinder, oft in dramatischer Abweichung vom Üblichen oder Gewohnten, in den ‚Verhandlungsprozess‘ des banalen Alltags einbringen und gleichzeitig die intellektuellen, sozialen, emotionalen, ebenso die kulturellen und moralischen Kompetenzen der jungen Menschen fördern, ist für die Erziehung eine der entscheidenden Variablen. (S. 7 ff)

Weiter weist Colla (2001) darauf hin, dass dies das „einseitige Insistieren auf Methoden“ relativiert (S. 8). Neben der notwendigen theoriegeleiteten Qualifikation, sind daher die persönliche Einsatzbereitschaft, die jeweilige Einstellung sowie das Charisma der ErzieherInnen keinesfalls außer Acht zu lassen.

Colla (2001) verweist diesbezüglich auf Wolfgang Schmidbauer, welcher sich auch eingehend mit dem Aspekt der Persönlichkeit auseinandersetzt: „In allen sozialen Berufen ist die eigene Persönlichkeit das wichtigste Instrument; die Grenzen ihrer Belastbarkeit und Flexibilität sind zugleich die Grenzen unseres Handelns“, so Schmidbauer (1992, S. 7).

Auch Burkhard Müller (2007) unterscheidet professionelles von laienhaftem (Alltags-) Handeln hinsichtlich der Fähigkeit, Nähe und Distanz gegenüber den AdressantInnen und deren Problemstellungen „auf kunstvolle Weise zu verschränken und miteinander zu vermitteln“ (S. 141).

B. Müller (2007) beschreibt innerhalb der jeweiligen menschlichen Lebenswelt vertraute und intime Beziehungen wie zwischen Familienmitgliedern etc. und stellt diese sachlich distanzierten, oberflächlichen Beziehungen wie beispielsweise zu Unbekannten oder Marktpartnern gegenüber. Beziehungen zu NachbarInnen oder ArbeitskollegInnen beschreibt er des Weiteren als Zwischenform.

Gegensätzlich zu diesen alltäglichen Beziehungsformen beschreibt er professionelle Arbeitsbeziehungen als nahe und distanziert zugleich: „Sie können Intimeres betreffen als die intimste private Beziehung und gleichzeitig distanzierter sein als die meisten bloß funktionalen Beziehungen.“ (S. 141)

Entscheidend ist, so B. Müller (2007), dass intimste Geheimnisse sowie Bereiche höchster Verletzbarkeit bekannt sind, dass der/die damit Betraute diese jedoch streng vertraulich behandelt und die Informationen dafür nützt, Problemstellungen von Menschen zu lösen, ohne ihnen dabei zu nahe zu treten.

Weiter vergleicht B. Müller (2007) die Heimerziehung dahingehend mit der Psychiatrie, als dass in beiden Arbeitsbereichen ExpertInnen vorhanden sind, die ein Problem bzw. Defizit ausgleichen sollen, welches für das Klientel unangenehm ist. Da es hierbei jedoch nicht um beispielsweise ein kaputtes Fahrzeug sondern um Verhaltensweisen geht, welche direkt mit dem/der KlientIn verstrickt sind, ist die zu bearbeitende Sache kaum abgrenzbar und unabdingbar mit dem/der Betroffenen verwoben.

Die psychotherapeutische Arbeit unterscheidet B. Müller (2007) dahingehend von der Heimarbeit, als dass die Berufung auf die goldene Regel der Abstinenz seitens der PsychotherapeutInnen möglich sei. Jene Strategie professioneller Bewältigung durch gleichzeitige Distanznahme könne innerhalb des Berufsfeldes der Heimerziehung jedoch kaum zur Anwendung kommen, da jemand, der unversorgt sowie seelisch verletzte Kinder

zu versorgen und aufzufangen hat, nicht die Möglichkeit besitzt, sich auf das besagte Abstinenzprinzip zurückzuziehen, sondern einen „unmittelbaren Eingriff in die Realität der Betroffenen“ durchführen muss (S. 146).

Schroll (2007) postuliert über die Fähigkeit von guter Nähe-Distanz-Regulation: „Der Betreuer muss sich stets bewusst sein, dass die Beziehung zum Kind rein professionell ist. In der Auseinandersetzung mit ihm ist es wichtig, dass es nicht zu einer tieferen emotionalen Bindung kommt. Da die Betreuung aber größtenteils auf der Beziehungsebene verläuft, ist die Fähigkeit zur klaren Abgrenzung unbedingt nötig“ (2007, S. 138 ff).

In diesem Zusammenhang stehen daher einerseits Eigenschaften wie Motivation, Stärke und Einsatzbereitschaft, Akzeptanz und Zuneigung sowie Klarheit, Authentizität und Sachlichkeit wie diese auch von Martina Müller (2001) angeführt werden. Andererseits sollten BetreuerInnen neben diesen auch über ein ausreichendes Maß an Distanzierungsfähigkeit verfügen. Sie postuliert, dass sich Professionalität innerhalb der Sozialen Arbeit über den Willen zur Supervision, Selbstreflexion hinsichtlich der eigenen Praxis sowie Weiterbildungsbereitschaft und Teamfähigkeit auszeichnet. (M. Müller, 2001)

Die Autorin schreibt weiter über den Aspekt der Psychohygiene:

„Psychohygiene“, so M. Müller (2001), „bedeutet die ‚Reinhaltung der Seele‘, also Seelenpflege; dies heißt, dass sich Betreuerinnen vor Augen halten müssen, dass ihnen in ihrem Alltag das ‚Burn-out‘ droht, wenn sie nicht rechtzeitig für sich selbst sorgen“ (S. 269).

Unter dieser Selbstfürsorge versteht sie unter anderem, dass man nach Ende der Schicht auch nach Hause geht und es nicht zu zusätzlichen, vermeidbaren Überstunden kommt. Um die Erlebnisse des Arbeitsalltages hinreichend ablegen zu können, bedarf es laut der Autorin außerdem ein positives, soziales Umfeld, welches als Stütze fungiert. Weiter wird angegeben, dass es der Fähigkeit zu *echtem* Ausgleich bedarf und dass man sich außerhalb der Arbeit wirklich *frei* nimmt. M. Müller (2001) beschreibt die Notwendigkeit, die private Adresse sowie Telefonnummer für sich zu behalten, eine enge Zusammenarbeit mit dem Team zu pflegen und betont weiter auch die Fähigkeit, KlientInnen als eigenständige Persönlichkeiten wahrzunehmen, welchen nicht alles abgenommen bzw. welche nicht „gerettet“ werden müssen.

Auch Schroll (2007) weist in Bezug auf die (Bezugs-)BetreuerInnenarbeit auf die Abgrenzungsfähigkeiten des Betreuungspersonals hin. So beschreibt die Autorin, „dass Bezugsbetreuung eine besondere Herausforderung darstellt und hohe persönliche und fachliche Kompetenzen – wie die Fähigkeit zu Selbst- und Fremdrelexion, Geduld, Empathie, gute Nähe- und Distanzregulation sowie die Kenntnis der eigenen Grenzen – erfordert“ (S. 114). Weiter beschreibt sie, dass in Situationen der Überforderung auch erkannt werden muss, wann kollegiale Beratung oder auch Supervision in Anspruch zu nehmen ist, um das Klientel weiterhin positiv eingestellt wahrnehmen zu können. (Schroll, 2007)

Ohne solche Kompetenzen und ohne die gute Einbindung in ein Team wäre eine Bezugsbetreuung nicht zu realisieren, da persönliche Überforderung und psychische Belastungen des Bezugsbetreibers dazu führen könnten, dass er nicht mehr adäquat auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen kann und die Beziehungsgestaltung damit an Professionalität und Wirksamkeit verlöre. (Schroll, 2007, S. 114)

Trotz oder gerade aufgrund des im Sozialbereich vorherrschenden Problems der klaren methodischen Abgrenzung besteht eine Vielzahl an diversen Ausbildungsmöglichkeiten. Auch wenn deren Wirksamkeit hinsichtlich der Behandlungsansätze nicht gänzlich geklärt werden kann, so sollen an dieser Stelle zumindest die Rahmenbedingungen der Ausbildungen in Österreich ausgeführt werden, um ein differenzierteres Bild dieses Arbeitsfeldes herzustellen.

Scheipl und Heimgartner (2004) strukturieren eine konkrete Auflistung hinsichtlich der Ausbildungsmöglichkeiten für Soziale Berufe in Österreich.

Die österreichische Schulorganisation, so Scheipl und Heimgartner (2004), lässt sich nach *Bildungsinhalt* und *Bildungshöhe* gliedern.

Hinsichtlich des Bildungsinhalts wird zwischen allgemeinbildenden- und berufsbildenden Schulen sowie Anstalten der LehrerInnen- und ErzieherInnenbildung unterschieden.

Bezüglich der Bildungshöhe lässt sich das System in Pflichtschulen, mittlere Schulen mit Fachabschluss, höhere Schulen mit Reifeprüfungsabschluss sowie Akademien bzw. höhere Lehranstalten/Fachhochschulen gliedern.

Für die spezifischeren Ausbildungsmöglichkeiten im Sozialbereich sind hier in weiterer Folge hinsichtlich des Bildungsinhalts berufsbildende Schulen und Anstalten für LehrerInnen- und ErzieherInnenbildung, für die Bildungshöhe sind mittlere und höhere Schulen aus dem

Sekundarbereich sowie Akademien aus dem postsekundären Bereich von besonderer Relevanz. (Scheipl & Heimgartner, 2004)

Heimgartner (2009) schreibt von diversen Be- und Abwertungen, welche die Profession der Sozialarbeit, beispielsweise aufgrund des Technologiedefizits wie auch der Alltagsnähe und der Abhängigkeit wohlfahrtsstaatlicher Systeme des Berufsfelds, als Semi-Profession mit abgestuftem Niveau bezeichnen.

Scheipl und Heimgartner (2004) postulieren jedoch auch, dass die SozialarbeiterInnen es in Österreich bildungspolitisch im Laufe der Zeit erreicht haben, dass das gehobene Ausbildungsniveau im tertiären Sektor anzusiedeln ist und „haben es auf diese Weise am Ende des „sozialpädagogischen Jahrhunderts“ geschafft, [...] die für die Professionalisierung so wichtige akademische Berufsausbildung zu realisieren“ (S. 119).

Die beiden Autoren geben allerdings auch an, dass neben den schulorganisatorisch geregelten Ausbildungen eine Vielzahl an Lehr- und Ausbildungsgängen besteht, „deren Breite und Vielfalt durch den fehlenden Titelschutz noch gefördert wird“ (S. 137).

Auch hinsichtlich der Universitäten sprechen sie von enormer Ausbildungsvielfalt, da dort neben diversen unterschiedlichen inhaltlichen Gewichtungen der pädagogischen Studienpläne auch Weiterbildungen in Form von Universitätslehrgängen angeboten werden. Dadurch wird einerseits das sozialpädagogische Qualifizierungsangebot erweitert, andererseits trägt dies jedoch auch zur weiteren Unübersichtlichkeit des Ausbildungssektors bei. (Scheipl & Heimgartner, 2004)

Gegensätzlich zu der oben beschriebenen Vielfältigkeit hinsichtlich deren Ausbildung, gestaltet sich die Geschlechterverteilung dieser Berufsgruppe ausgesprochen prägnant. Diese soll im Anschluss kurz erläutert werden.

4.2.2 Geschlechterverhältnis

Heimgartner (2009) beschreibt eine von ihm durchgeführte Befragung von AbsolventInnen der Sozialpädagogik und geht dabei auch auf die Thematik der Geschlechterverteilung im Sozialbereich ein. Von den von ihm hinzugezogenen 263 AbsolventInnen waren 231 Frauen und 32 Männer. Dies entspricht einem Verhältnis von 88 % zu 12 % und spiegelt die hohe Frauenquote in diesem Ausbildungsbereich und damit weitestgehend auch Arbeitsfeld wider.

Auch Claudia Wallner (2008) postuliert, dass der Frauenanteil in der Kinder- und Jugendhilfe seit der ersten Totalerhebung im Jahre 1974 und den darauffolgenden Erhebungen der letzten 30 Jahre zwischen 84 % und 87 % nur äußerst gering variiert, wodurch die Frauendominanz in diesem Berufsfeld nicht zu übersehen ist.

Heimgartner (2009) geht dabei weiter auf die Gründe der Beobachtung ein, dass bedeutend weniger Männer soziale Berufe erlernen und ausüben. Die geringe Bezahlung, mäßige Aufstiegsmöglichkeiten sowie verhältnismäßig zu anderen Berufsbranchen dürftige gesellschaftliche Anerkennung werden als mögliche Erklärungsansätze genannt.

In diesem Zusammenhang sollen auch die Ausführungen von Barbara Rendtorff (2007) Erwähnung finden, welche eine seit jeher bekannte geschlechtertypologische Anschauung aufgreift, nach welcher Weiblichkeit/Mütterlichkeit als instinktmäßiger, empathischer, liebender, nachgiebiger und bedingungsloser Part, Männlichkeit/Väterlichkeit als sachlicher, neutraler, distanzierter, fordernder sowie fördernder Part angesehen wird. Diese bringt sie mit Erziehungsbeiträgen in Verbindung, die demnach neben der Elternschaft auch im Heimerziehungsbereich Niederschlag finden könnten.

Laut den beschriebenen Auffassungen komme die kindbezogene Mutter seit jeher für die Sicherung der Heranreifung der Nachkommen, durch das Spenden von Liebe sowie die Vermittlung von Nähe und Verlässlichkeit, auf. Der fachbezogene Vater hingegen Sorge für die herausfordernde aktive Aneignung von Wissen. (Rendtorff, 2007)

Wenngleich Rendtorff (2007) nach der Anführung solcher idealtypischer Geschlechterkonzepte eindeutig auf die Notwendigkeit der Relativierung dieser verweist, so ergibt sich daraus dennoch die Annahme, dass im sozialpädagogischen Berufsalltag geschlechtsspezifisch unterschiedliche Erziehungsstile zur Anwendung kommen.

Dies impliziert weiter mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich der Auffassung von Heimerziehung. Durch Unterschiede im pädagogischen Denken, der Berufseinstellung sowie -ausübung könnten in weiterer Folge auch Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Abgrenzungsfähigkeit vom Berufsalltag bestehen.

Reddemann (2012) postuliert in Bezug auf geschlechtsspezifische Unterschiede des Verarbeitens von Belastungen, dass Frauen angeben, unter traumatischen Situationen mehr zu leiden als Männer. Die Autorin erwähnt jedoch auch, dass jene Ressource des Kontaktaufbaus zu anderen Individuen vom weiblichen Geschlecht häufiger genützt wird. „Frauen verfügen über eine stärkere Fähigkeit, interpersonelle Intimität herzustellen“, so Reddemann (S. 263).

Die genauere Ermittlung möglicher geschlechtsabhängiger Unterschiede hinsichtlich der Bewältigungsfähigkeit von belastenden Situationen innerhalb des Berufsalltags sowie die genauere Differenzierung möglicher geschlechtsspezifischer Verarbeitungsmechanismen soll innerhalb einer spezifischen Stichprobe erfolgen und wird daher bei der späteren Hypothesengenerierung berücksichtigt.

Neben dem Geschlecht wird jedoch auch die Arbeitserfahrung als eine weitere, einflussreiche Variable hinsichtlich der Abgrenzungsfähigkeit genannt, auf welche daher im nachfolgenden Unterpunkt eingegangen werden soll.

4.2.3 Arbeitserfahrung

Die Arbeitserfahrung bzw. Dauer der Berufstätigkeit wird in der Literatur im Zusammenhang mit der Fähigkeit zur Abgrenzung sowohl positiv als auch negativ konnotiert.

Sabine Herrenbrück (1999) wirft beispielsweise die Frage auf, ob der Beruf des/der HeimerzieherIn aufgrund seiner diversen Bedingungen als ein Lebensberuf gesehen werden kann, da er aufgrund der umfangreichen Belastungen häufig nicht lange ausgeübt wird und zum Teil von älteren Personen auch aufgrund der körperlichen Belastung nicht mehr ausgeübt werden kann. Ein weiterer Punkt, welcher besonders Frauen betrifft, ist die Unterbrechung der Arbeitszeit durch die Gründung einer Familie und der Wahrscheinlichkeit, nicht wieder in den BetreuerInnen-Job zurückzukehren.

Heimgartner (2009) wiederum beruft sich bezüglich der Dauer der Berufsausübung auf die damit einhergehende Arbeitserfahrung: „Lebenserfahrung und Berufsjahre beinhalten die Möglichkeit, erfahrener im Umgang mit Problemen zu sein.“ (S. 294)

Als Beispiele, für welche die Arbeitserfahrung sowie ein gewisses Alter seitens der BetreuerInnen von Vorteil sein können, führt er Interviewantworten seiner Befragung an. Bei diesen wird in Bezug auf den Kontakt mit anderen Institutionen wie geschlossenen Stationen oder auch der Polizei sowie Situationen von Suizidgefährdung, Gewalt oder Sucht, angegeben, dass eine gewisse Lebens- und Arbeitserfahrung helfen kann.

4.2.4 Durchschnittliches Alter

Herrenbrück (1999) beschreibt, dass aufgrund der zeitlichen sowie organisatorischen Bedingungen, welche mit Belastungen innerhalb der Heimerziehungsarbeit einhergehen, in diesem Berufsfeld meist junge Frauen zwischen 20 und 30 Jahren beschäftigt sind. Diese

befinden sich in einer bestimmten biografischen Phase, nämlich vor der Familienphase. Der Eintritt in diese kennzeichnet sich, wie bereits im vorhergehenden Unterpunkt erwähnt, durch den Um- bzw. Ausstieg aus dem Beruf, in welchen nur ein geringer Anteil der Frauen zurückkehrt, da er sich aufgrund der Arbeitsbedingungen innerhalb der Heimerziehung kaum mit einem Familienleben koordinieren lässt.

Die oben erfolgte Auflistung der notwendigen Voraussetzungen soll erkennen lassen, dass das Anforderungsprofil für jene Arbeitskräfte ausgesprochen vielfältig ist. Diese Vielschichtigkeit an Erfordernissen kann mitunter zur Erhöhung der Fluktuation innerhalb dieses Arbeitsfeldes beitragen. Genauere Erläuterungen dazu sollen anschließend geschildert werden.

4.3 Zur Thematik der BetreuerInnen-Fluktuation

Herrenbrück (1999) geht auf die MitarbeiterInnen-Fluktuation im Arbeitsfeld der Heimerziehung ein und beschreibt, dass viele der Beschäftigten nach einigen Berufsjahren aufgrund der Belastungen eine berufliche Neuorientierung anstreben und umsetzen.

Die geringe Verweildauer, so die Autorin, hat nicht nur einerseits Auswirkungen auf die Personalplanung der jeweiligen Institution, sondern führt auch zu gewissen Unsicherheiten im Leben der zu betreuenden Kinder bzw. Jugendlichen, von Beziehungsabbrüchen bis hin zum möglichen Zusammenbruch des Gruppengefüges. In weiterer Folge führt die Situation auch dazu, dass die verbleibenden MitarbeiterInnen zusätzlich gefordert werden, da sie den Wegfall des/der ehemaligen Betreuers/Betreuerin sowohl organisatorisch als auch pädagogisch und emotional aufzufangen und auszugleichen haben. Da solch eine Situation aufgrund der gehäuften personellen Fluktuation innerhalb dieses Berufsfeldes regelmäßig vorkommen kann, sollte dies als möglicher Belastungsfaktor nicht unterschätzt werden.

Auch Heimgartner (2009) spricht, neben dem Potenzial neuer Ideen und Elan durch neues Arbeitspersonal, den Wegbruch an Erfahrung und Kontinuität wie auch den erhöhten Einarbeitungsaufwand an. Als Gründe für die hohe Fluktuationsrate nennt der Autor zum einen Personaleinsparungen, welche die Arbeitslast des verbleibenden Personals erhöhen, zum anderen die Ausweitung von zusätzlichen Tätigkeiten im Dokumentations- und Verwaltungsbereich.

Auch Nancy S. Dickinson und Robin E. Perry (2003) befassen sich in ihren Ausführungen mit der Thematik der Fluktuation. Sie fokussieren sich darauf innerhalb einer longitudinalen Studie mit fachlich gut ausgebildetem Personal, welches in der Jugendwohlfahrt tätig ist bzw. war. Die Autorinnen stellen dabei Vergleiche zwischen jenem Personal das den Job beibehält und Personen die das Arbeitsverhältnis nicht fortführten an, um so auf mögliche Einflussfaktoren für die geläufige Fluktuation in diesem Arbeitsfeld schließen zu können.

Dickinson und Perry (2003) postulieren dabei Einflüsse wie beispielsweise durch die Berufserfahrung, das Gehalt, personelle Aufstiegsmöglichkeiten, die Art des Klientels oder den kollegialen Beistand sowie den Einfluss der Unterstützung durch SupervisorInnen für die Beibehaltung des Arbeitsplatzes innerhalb der Jugendwohlfahrt.

Als die vier einflussreichsten Gründe für berufliche Veränderungen charakterisieren Dickinson und Perry (2003) hierbei nach Häufigkeit deren Nennung ein Gefühl des Burnouts sowie der Gestresstheit, die Unzufriedenheit mit dem derzeitigen Job bzw. der Arbeitsumgebung, die Veränderung der beruflichen Ziele sowie die Verfügbarkeit eines anderen Jobs.

Auch innerhalb der qualitativen Studie von Alberta J. Ellet, Jacquelyn I. Ellis, Tonya M. Westbrook und Denise Dews (2007) werden sowohl organisatorische als auch persönliche Einflüsse für die Arbeitskräftefluktuation genannt. Als organisatorische Faktoren werden hier beispielsweise der große Umfang an Klientels, eine unangenehme Arbeitsatmosphäre oder schlechte Bezahlung angeführt. Persönliche Einflüsse hinsichtlich Fluktuation wären laut diesen Studienergebnissen, neben dem Gefühl von zu wenig Anerkennung seitens der Organisation, beispielsweise auch das Fehlen von fundamentalem Wissen und Fähigkeiten zur Berufsausübung sowie die Angst vor der Haftung im Falle eines Fehlers, durch welchen der persönliche Ruf sowie die berufliche Karriere negativ beeinflusst werden könnte.

Als Gründe für hohe Fluktuation lassen sich demnach sowohl persönliche Voraussetzungen als auch Arbeitsbedingungen und -aufgaben nennen, welche zum Ausstieg aus diesem Berufsfeld beitragen können. Folgende Bedingungen und Aufgaben sollen dabei in Kapitel fünf genauer abgehandelt werden.

5. Arbeitsbedingungen und Aufgabenbereiche

Die folgenden Unterpunkte sollen einen kurzen Umriss des Arbeitsalltages innerhalb einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft übermitteln.

5.1 Rahmenbedingungen der Heimarbeit

Neben positiven Aspekten der Heimarbeit wie beispielsweise einem abwechslungsreichen Arbeitsalltag, fokussiert sich Herrenbrück (1999) vermehrt auf die eher unangenehmen Rahmenbedingungen der Heimerziehungsarbeit. Diesen kommt auch innerhalb der vorliegenden Diplomarbeit mehr Beachtung zu, da sie die möglichen Belastungen des Personals erklären, für deren Bewältigung die Entwicklung von Selbstfürsorgestrategien und Abgrenzungsmethoden als notwendig erachtet werden.

Die Auflistung der Autorin soll daher als Einstieg in dieses Kapitel dienen:

- Schichtarbeit, sowie Arbeit an Sonn- und Feiertagen und nachts;
- Vereinzelung während der Arbeit, da Kontakte und Austausch mit Kolleginnen aufgrund dezentral organisierter Einrichtungen und flexibel organisierten Betreuungsangeboten häufig nicht zustande kommen;
- vielschichtige zum Teil gleichzeitig zu verrichtende Aufgaben und Tätigkeiten auf verschiedenen Ebenen;
- eine kaum im Verhältnis zur Arbeitsanforderung stehende Bezahlung;
- wenig Möglichkeiten zur Fort- und Weiterbildung und Supervision;
- kaum Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Einrichtung und des Arbeitsfeldes;
- Schwierigkeiten bei der Trennung von Berufs- und Privatleben;
- geringe Übergabezeiten;
- Unmöglichkeit den Arbeitsalltag und den Privatalltag zu planen;
- zum Teil ständiges »in Bereitschaft sein« bzw. sich in abwartender Haltung zu befinden. (S. 831)

Neben einigen aufgelisteten Rahmenbedingungen sollen im Anschluss nun einige Grundsätze des sozialpädagogischen Handelns diskutiert werden, um die berufliche Tätigkeit von BetreuerInnen solcher Institutionen noch deutlicher nachvollziehen zu können.

5.2 Grundsätze der sozialpädagogischen Arbeitsweise

Wolfgang Trede (1999) beschreibt das definatorische Problem des professionellen Handelns im Arbeitsfeld der Heimerziehung. Er setzt sich mit der Frage auseinander, über welche fachlichen Kompetenzen das Personal notwendigerweise verfügen sollte. Trede (1999) hinterfragt, ob und wenn ja, über welche theoretisch-wissenschaftlichen Kompetenzen die ErzieherInnen verfügen sollten oder ob praktisch-humane Kompetenzen wie Liebe und Empathiefähigkeit, Lebenserfahrung mit Kindern, Reife, handlungspraktische Fertigkeiten u.a. womöglich genügen.

Auch Michael Winkler (1999) geht darauf ein, dass pädagogisches Handeln sich hinsichtlich der Feststellung seiner Qualität nur schwer fassen lässt, da es kaum Verfahrensweisen gibt, welche die Effekte des erzieherischen Handelns konkret überprüfen können.

„Erziehung, pädagogisches Handeln läßt sich zumindest nicht mit demonstrativer Gewißheit vorführen, sodaß auch die Annahme ihrer methodischen Ausgestaltung fragwürdig erscheint.“, so der Autor (S. 1114).

Trede (1999) läßt außerdem auch offen, welche wissenschaftliche Disziplin den beruflichen Identitätskern ausmachen sollte. Der Autor erwähnt an dieser Stelle die Pädagogik, die Psychologie, die Soziologie, wie auch die Sozialarbeitswissenschaft. Die Unklarheit dieser Frage bringt er mit dem Vorhandensein einer generellen Methodenunsicherheit innerhalb der gesamten pädagogischen Handlungsfelder in Verbindung. Der Autor spricht von der Unmöglichkeit klar definierte, sowie klinisch erprobte, validierte Techniken zum Einsatz bringen zu können.

„Pädagogisches Handeln in der (Heim-)Erziehung resultiert vielmehr vorrangig aus einem Geflecht von wissenschaftlichen und Alltags-Theorien, darauf basierenden konzeptionellen Vorstellungen über Entwicklungs- und Bildungsprozesse und davon abgeleiteten und auf das Individuum bezogenen reflexiven Vergewisserungen“, so Trede (1999, S. 805) weiter.

Außerdem dürften die institutionellen Rahmenbedingungen, der zeitliche Druck, sowie die biografische Geschichte, persönliche Befindlichkeit und Verletzbarkeit der agierenden Person nicht außer Acht gelassen werden, da diese unabdingbar in den Handlungsprozess miteinfließen. (Trede, 1999, Heimgartner, 2009)

Trede (1999) verweist darüber hinaus auf die in zahlreichen, europäischen Ländern geführten Debatten, ob HeimerzieherInnen eher als behandelnde PsychotherapeutInnen, begleitende SozialpädagogInnen, exklusive Bezugspersonen, partikularistische VerhaltensmanagerInnen oder als gemeinwesenorientierte „Field Worker“ verstanden werden sollten, welche die Schärfung des Methodenbewusstseins fokussieren und dadurch zu einer gewissen Stabilisierung des methodischen Handelns beitragen können. Die Zukunftsoffenheit der pädagogischen Prozesse besteht hierbei, laut Trede (1999), jedoch weiterhin.

Colla (2001) beschreibt die Anforderungen an sozialpädagogische Einrichtungen wiederum wie folgt klar:

Es bedarf Strukturen eines entlastenden, aber attraktiven Lebensumfeldes, die den Kindern die Möglichkeit eröffnen, sich durch erlebte pädagogische Begegnungen mit Erwachsenen (Alltagsbegleitung) zu orientieren und helfen zu lassen; Strukturen, in denen Verhaltens-, Verständigungs-, und Erfahrungsalternativen angeboten werden, die an den subjektiven Alltagserfahrungen und Deutungen der Kinder anknüpfen und sie befähigen, sich den Lebensbedingungen zu stellen, Selbstvertrauen und ‚sich etwas zutrauen‘ durch Ermutigungen zu fördern und sie zu kooperativen Sozialbeziehungen befähigen. (S. 9)

Der selbige Autor fügt dem weiter an, dass die Kinder und Jugendlichen über das „Verstehen“ durch Analysierung und Besprechung der jeweiligen Problemstellungen hinaus, auch neue, alternative Verhaltensweisen erlernen sollen, was durch die positive Verstärkung seitens der ErzieherInnen, aber auch durch das Anerkennen innerhalb der Gruppe von Gleichaltrigen erleichtert werden soll.

Eine maßgebliche Rolle für die erfolgreiche Umsetzung dieser Aufgabenstellungen spielt dabei die Beziehungsarbeit, auf welche im nächsten Punkt unter der speziellen Herausforderung der Bezugsbetreuung genauer eingegangen werden soll.

5.2.1 Zur Thematik des BezugsbetreuerInnen-Systems

Generell besteht neben den notwendigen Aufgaben der Grundversorgung wie dem Abhalten gemeinsamer Mahlzeiten, der Sicherstellung des körperlichen Wohls durch regelmäßige Kontrolluntersuchungen bei ÄrztInnen etc., durch das Angebot von Therapien, aber auch Freizeitaktivitäten etc. der Arbeitsauftrag der intensiven Beziehungsarbeit. Dieser Auftrag wird im Rahmen der Bezugsbetreuung zwischen BetreuerInnen und BewohnerInnen in einer besonderen Form umgesetzt.

Sowohl in der tagesklinischen als auch in der stationären heilpädagogisch-therapeutischen Arbeit mit bindungsgestörtem Klientel hat sich die Arbeit mit dem BezugsbetreuerInnen-System etabliert und bewährt, da dabei die Sicherung von Beziehung und Bindung klar als vordergründiges Ziel definiert ist. Durch die Tatsache, dass Kinder bzw. Jugendliche dabei eine spezifische Ansprechperson haben, welche es ihnen im Alltag ermöglicht, immer mit ein und derselben Person Erfahrungen zu sammeln, wird dabei schnell eine Beziehung aufgebaut, bei der sich Bindung differenzieren und optimieren kann. (Schroll, 2007)

Die konkreten Aufgaben des Bezugsbetreuers/der Bezugsbetreuerin lassen sich nach Schroll (2007) in kindsbezogene Aufgaben, elternbezogene Aufgaben und schulbezogene Aufgaben unterteilen.

Die Aufgaben bezüglich des Kindes bestehen unter anderem in dem Aufbau eines Vertrauensverhältnisses bzw. einer tragfähigen Beziehung, welche mit dem Wahrnehmen und Eingehen auf die Bedürfnisse des Kindes, dem Bieten von emotionaler und körperlicher Beständigkeit, dem Anbieten von Hilfestellungen im Alltag und dem Vorhanden sein als Kontaktperson, dem Anbieten von Einzelkontakten oder der Krisenintervention einhergeht. Aber auch die Integration des Kindes in der Kindergruppe sowie die aktive Förderung von Außenkontakten, die Einübung sozialer Fertigkeiten sowie die Koordination notwendiger Termine, sollen durch die BezugsbetreuerInnen abgedeckt werden. Ebenso obliegt diesen die Hauptverantwortlichkeit für Einkäufe von Dingen des persönlichen Bedarfs, die Verwaltung des Taschengeldes, die Strukturierung des Tagesablaufes, die Unterstützung und Begleitung bei eventuellen Arzt-, Therapeuten-, Amts-, Gerichtsterminen sowie das Darstellen der Interessensvertretung des Kindes, das ständige reflexive und kritische Hinterfragen der Beziehung zum Bezugskind, die Durchführung der Erziehungsanamnese, die regelmäßige Ausarbeitung des Erziehungsplans sowie das Achten auf dessen Einhaltung/Umsetzung, das Umsetzen therapieergänzender oder -ausführender Maßnahmen bei engmaschiger Kooperation mit ÄrztInnen/TherapeutInnen etc., das Einholen sowie Weitergeben von Informationen betreffend des Kindes im Austausch mit dem gesamten Team, als auch die Dokumentation vom Verhalten sowie dem Entwicklungsverlauf des Bezugskindes. (Schroll, 2007)

Die schulbezogenen Aufgaben bestehen aus dem regelmäßigen Kontakt zum zuständigen Lehrpersonal sowie dem Austausch über den Leistungsstand und das Sozialverhalten, der Durchführung bzw. Koordination etwaiger Förderungsmaßnahmen, der Teilnahme an

Vorstellungsgesprächen in Schulen, bei Bedarf auch der Begleitung des Bezugskindes. (Schroll, 2007)

Generell sollte hierbei jedoch auch angeführt werden, dass diese Punkte nicht immer ausschließlich von dem Bezugsbetreuer/der Bezugsbetreuerin abgedeckt werden, sondern in den untersuchten Wohngemeinschaften teils eine SAPA (Schul- und Arbeitsplatz-Assistenz) installiert ist, welche die schulischen Belange der Kinder weitestgehend abdeckt und koordiniert.

Auf die elternbezogenen Aufgaben, welche von Schroll (2007) angeführt werden, soll nun innerhalb des nächsten Unterpunktes genauer eingegangen werden.

5.2.2 Zusammenarbeit mit dem sozialen Umfeld bzw. Elternarbeit

Sind noch Eltern bzw. Verwandte vorhanden, so besteht, laut den Ausführungen Kiehn's (1982), der Bedarf der Kontaktaufnahme bzw. -pflege von Seiten der BetreuerInnen, sodass die Angehörigen ein Bild davon haben, wie ihre Kinder leben und durch welche Erziehungsstile und -ziele diese erzogen werden. Etwaige Uneinigigkeiten hinsichtlich dessen, sollten durch Gespräche zu reduzieren versucht werden.

Schroll (2007) definiert wiederum folgende Ziele der Elternarbeit, welche es vor allem durch die BezugsbetreuerInnen abzudecken gilt:

Die Eltern sollen einerseits über die Beschwerden sowie die Arbeit mit dem Kind informiert werden, um so die Situation des Kindes verstehen zu lernen. Es soll zum Aufbau einer vertrauensvollen, tragkräftigen Beratungsbeziehung kommen, innerhalb derer mögliche Verhaltensveränderungen des Kindes im Laufe der Betreuung aufgeklärt werden können. Auch die Aufdeckung und Bearbeitung eigener traumatischer Bindungserfahrungen seitens der Eltern sowie die Förderung und Entwicklung der eigenen Beziehungsfähigkeiten sollen neben dem Training und der Beratung im Umgang mit dem Kind thematisiert werden. Generell geht es vor allem um den Erhalt von Informationen über familiäre Hintergründe.

Weitere elternbezogene Aufgaben, welche laut Schroll (2007) durch die BezugsbetreuerInnen gewährleistet sein sollten, bestehen in dem grundlegenden persönlichen Bekanntmachen mit den Eltern, sodass diese wissen, an wen sie sich bezüglich diverser Belange betreffend des Kindes wenden können. Auch den Kontakt zu suchen und zu halten, ist hier als Aufgabe der BezugsbetreuerInnen definiert. Dies ist besonders nach Heimfahrtswochenenden oder

längeren Beurlaubungen anzustreben, um durch die Eltern wichtige Informationen über das Verhalten des Kindes im familiären Umfeld zu erhalten, wie auch von möglichen Konflikten, Veränderungen bzw. Verbesserungen zu erfahren. Durch den Kontakt zu den Eltern erhält man weiter auch Hintergrundinformationen über das soziale Umfeld, welche für das Verständnis des Bezugskindes bedeutend sein können. Auch Absprachen zu Terminen sowie zur Versorgung des Kindes müssen durch das (Bezugs-)Betreuungspersonal mit den Eltern getroffen werden, da Missverständnisse oder nicht eingehaltene Termine bei dem Kind bzw. Jugendlichen Verunsicherung auslösen können. Weiter sollte auch die Versorgung der Grundbedürfnisse durch Kleidung, Taschengeld etc. ausreichend mit den Eltern koordiniert werden. Des Weiteren stellt auch die Teilnahme an Eltern- bzw. Familiengesprächen sowie an möglichen Hausbesuchen und die grundlegende Mitgestaltung der Elternarbeit eine Aufgabe dar, welche die Bezugsbetreuung im Sinne des Bezugskindes übernehmen soll.

Kiehn (1982) merkt an, dass insbesondere wenn eine spätere Rückführung ins Elternhaus angedacht ist, in den meisten Fällen aktive Elternarbeit zu leisten ist, da die Kinder aus instabilen Familienverhältnissen kommen. Diese ist teils von der Wohngemeinschaft selbst, jedoch auch über Erziehungsberatungsstellen, ElternberaterInnen sowie das Jugendamt abzudecken, so der Autor.

Gerd Hansen (1999) geht hier noch weiter und spricht den Vollzug des Paradigmenwechsels an, welcher „weg von der Vorstellung von Heimerziehung als familienersetzender hin zur familienunterstützenden Maßnahme – die Bedeutung der Eltern allgemein betont“ (S. 1023).

Weiter verweist er darauf, dass durch das aktuelle B-KJHG die Rückführung des Kindes in die Herkunftsfamilie als Zielgedanke gesetzlich verankert ist und die Elternarbeit daher als wesentliche Bedingung der Heimerziehung erkannt werden muss.

Neben der gesetzlichen Forderung erwähnt Hansen (1999) die Unumgänglichkeit der Elternarbeit auch im Sinne der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen, da sich familienspezifische Einflussfaktoren direkt auf das Verhalten der Kinder auswirken. Neben der realen Präsenz der Eltern müssen, so der Autor, auch die Elternbilder in Vorstellung, Phantasie und Gefühlsleben der Kinder berücksichtigt werden, wobei es sich meist um Idealisierungstendenzen seitens der Kinder handelt.

„Ausblenden der Eltern in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in Heimen hieße, zentrale subjektive Erlebnisbereiche zu ignorieren. Ein Scheitern der pädagogischen Bemühungen wäre vorprogrammiert.“, so Hansen (1999, S. 1024).

„Da [...] die Störungssymptomatik des Kindes meist in direktem Zusammenhang mit der neurotischen Haltung der Eltern steht, ist das eine nicht ohne Berücksichtigung des anderen angebar.“ (S. 55)

Laut Hansen (1999) muss hierbei jedoch auch angemerkt werden, dass innerhalb der Elternarbeit in der Heimerziehung klare Grenzen bestehen, da einerseits die zeitlichen Ressourcen begrenzt und weiter die Kooperationsbereitschaft seitens der Eltern häufig gering ist.

Margret Dörr und Burkhard Müller (2007) beschreiben wiederum eine gegenteilige erwähnenswerte Dynamik innerhalb der Elternarbeit bezugnehmend auf die Installation von FamilienhelferInnen, deren Handlungsfeld direkt in den Familien zu finden ist. Die AutorInnen weisen darauf hin, dass Familien die HelferInnen oftmals mehr als FreundInnen oder Familienmitglieder denn als soziale Fachkräfte wahrnehmen, da diese in besonderes vielfältigen Alltagssituationen involviert sind.

Dies könnte sich auch auf die Einstellung von Eltern fremduntergebrachter Kinder übertragen lassen, welche eine weitere Herausforderung hinsichtlich der Nähe-Distanz-Regulation der BetreuerInnen darstellen kann.

Aber auch weitere, alltägliche Arbeitsstrukturen können in Bezug auf die Nähe- und Distanzregulierung eine wichtige Rolle spielen. Diese sollen im nächsten Punkt unter der speziellen Bedeutung der Rituale Beachtung finden.

5.2.3 Zur Bedeutung von Ritualen im sozialpädagogischen Wohngemeinschaftsalltag

Matthias Dalferth (1999) beschreibt, dass Strukturen und Rituale bis zu den siebziger Jahren mehr als disziplinierende Kraft eingesetzt wurden und dass sich die professionellen Einstellungen und Strukturen erst innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte von inhumanen Methoden hin zu integrierenden Ansätzen entwickelten.

Laut Dalferth (1999) blieb dies nicht ohne Auswirkungen:

Einerseits können wir heute feststellen, daß Wohngruppen und Einrichtungen überschaubarer, lebensnäher, wurden und sich dort mehr spontan und informell regeln läßt. Freiheitsspielräume in der Gestaltung des Alltagslebens sind entstanden und offenere Beziehungen wurden möglich, die wachsen, sich verändern können und denen man nicht ausgeliefert erscheint. (S. 385 ff)

Dalferth (1999) verweist jedoch auch darauf, dass diese verstärkten Individualisierungstendenzen zu „emotionaler Distanz, Gleichgültigkeit, Beliebigkeit von Entscheidungen und Verbindlichkeit im pädagogischen Alltag“ beitragen können (S. 386).

Neben der möglichen Gefahr der Strukturentgleisung aufgrund der gelockerten Sichtweise hinsichtlich Ritualen zur Disziplinierung erwähnt Dalferth (1999) jedoch auch, dass neue Formen von Ritualen dennoch positiv bewertet werden können: „Ritualisierte Handlungsformen versprechen [...] Orientierung, Entlastung und Sicherheit.“ (S. 388)

Weiter spricht er von Antizipation des Vertrauten, von emotionaler Stabilisierung sowie Angstreduktion.

Als Rituale in Heimen konkretisiert Dalferth (1999) neben den gemeinsamen Mahlzeiten, dem Feiern von Geburtstagen, positiven Schulabschlüssen oder Weihnachten mit der Übergabe teils persönlicher Geschenke, auch die Differenzierung von Wochentagen, Wochenenden sowie Feiertagen durch klare unterschiedliche strukturelle Abläufe wie dem Abhalten wöchentlicher Gruppengespräche und ähnlichem.

Der Autor erwähnt diese Abläufe mit dem Verweis auf Entritualisierungsprozesse in Heimen und verweist darauf, dass die Umsetzung solcher Rituale immer spärlicher stattfindet.

Zugleich erwähnt er jedoch auch neuentwickelte Rituale seitens der Kinder, um etwaigen Entritualisierungsprozessen beispielsweise durch Anordnen der Stofftiere und Habseligkeiten vor dem zu Bett gehen, dem Beharren auf spezielle Abläufe und Zeremonien beim Schlafen gehen sowie beim morgendlichen Wecken, dem Erkundigen nach dem/der weckenden BetreuerIn, die penible Einhaltung einer gewissen Sitzordnung bei Tisch etc., entgegenzuwirken.

Er gibt an, dass solch „sublime Verregelungen des Alltags“ als Verhaltensstrategien eingeordnet werden können, welche zur individuellen Stabilisierung beitragen, da alltägliche vorhersehbare Schema geschaffen werden an welchen sich die gesamte Gruppe sowie neue Kinder, MitarbeiterInnen etc. orientieren können (S. 391).

„Zudem trägt das Aufrechterhalten und Tradieren von Gewohnheiten dazu bei, Rollenbilder oder Gruppenpositionen bei Kindern und Erwachsenen aufrechtzuerhalten“, so der Autor weiter (S. 391).

Die Entwicklung sinnstiftender Rituale sollte, laut Dalferth (1999), dort einsetzen, „wo Defizite augenfällig werden: auf der Ebene der kommunikativen Strukturen, der Vernachlässigung von Körperlichkeit, den unbegleiteten Übergängen, der Suche nach alltagsstrukturierenden und alltagsübergreifenden »rituellen Klammern«, der wortlos Verständigung schaffenden Symbole“ (S. 393 ff). Es geht darum einem Klientel Vertrautheit und Sicherheit zu übermitteln, welches aufgrund von spezifischen Vorgeschichten häufig kaum Vorerfahrungen mit stabilen (familiären) Gegebenheiten sammeln konnte. Gemeinsames abendliches Tee trinken, ausgedehnte Sonntagsfrühstücke etc. können in Form von „regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen“ bedeutsame, alltägliche Bezugspunkte schaffen (S. 394). „Der Stamplatz am Tisch, eine eigene Tasse, die Urlaubsbilder an der Wand können Zugehörigkeit vermittelt [sic], in dem sie an Erlebtes erinnern, auf Zukünftiges verweisen und kommunikative Anlässe bieten“, so Dalferth (S. 394).

Hierbei wird aufgezeigt, wie essenziell Rituale für die Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen sein können und wie tiefgreifend deren Wirkung sein kann. Es geht dabei auch darum, soziale Beziehungen zu intensivieren. Dies birgt einerseits in Form von Vertrautheit ein Gefühl von Sicherheit, könnte sich andererseits auf das Betreuungspersonal, im Sinne einer gesunden Nähe-Distanz-Regulation, auch als heikel erweisen.

B. Müller (2007) beschreibt ritualförmige, strukturelle Rahmenbedingungen wiederum als Form professionellen Bewältigungshandelns zur Distanzerreichung und gibt an, dass durch klare Verhaltensregeln, straffe sowie transparente Alltagsgestaltungspläne, klare und erwartbare Belohnungs- sowie Sanktionssysteme, einheitliches Verhalten aller ErzieherInnen mit klar definierten Zuständigkeitsbereichen etc. eine gewisse Kontrolle erreicht werden kann, welche den BetreuerInnen wie auch dem Klientel Sicherheit vermittelt.

Nach einer kurzen Schilderung der Bedeutung von Ritualen soll noch eine Darstellung des Tagesablaufes innerhalb einer Wohngemeinschaft folgen, um die alltäglichen Anforderungen des dort angestellten Personals noch eingängiger abzubilden.

5.3 Tagesablauf innerhalb einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft

Dietrich Gericke (1999) schreibt über die Arbeitszeitenregelung in sozialpädagogischen Wohngemeinschaften, dass sich durch tarif- und arbeitsrechtliche Entscheidungen innerhalb

der letzten 20 bis 30 Jahre der Wechselschichtdienst innerhalb der Betreuung von Heimgruppen durchgesetzt hat. Mehrere ErzieherInnen sind rund um die Uhr über die Wochen und das Jahr im Wechseldienst für die Betreuung der Kinder und Jugendlichen zuständig. Die Variationsbreite dieser jeweiligen Wechselschichten ist, so betont Gericke (1999), ausgesprochen vielfältig.

Die diversen Aspekte des Tagesablaufs wurden innerhalb der Ausführungen zu den Grundsätzen der pädagogischen Arbeitsweise, der BezugsbetreuerInnen-Arbeit wie auch innerhalb des Unterpunkts der Rituale bereits angeschnitten. An dieser Stelle soll nun noch auf gewisse Grundvoraussetzungen bezüglich des Zusammenlebens in einer Wohngemeinschaft eingegangen werden, welche Kiehn (1982) genauer ausgeführt.

Die BewohnerInnen und BetreuerInnen treffen alle für das Zusammenleben wichtigen Entscheidungen gemeinsam. Die dafür notwendigen Verpflichtungen müssen dabei von allen eingehalten werden. Individuelle Interessen von Seiten der BewohnerInnen müssen sich mit der Wohngemeinschaft und dem dort vorherrschenden Alltag vereinbaren lassen. Die Freizeitgestaltung findet weitestgehend individuell und nur gelegentlich unter der Einbeziehung des bisherigen sozialen Umfeldes statt, da nur so das Konsumverhalten als auch die Versorgungsansprüche die durch die Herkunftsfamilie oder das bisherige Heim geprägt wurden, überwunden werden können, so der Autor. Die Gruppe versorgt sich selbst, sodass Selbstbehauptung möglich wird und Kooperation erlernt werden kann. Die Wohngemeinschaft soll als Lernfeld zur Konfliktbearbeitung anerkannt werden jedoch auch einen Ort der Geborgenheit darstellen, so Kiehn (1982) weiter.

Neben dem beschriebenen Alltag kann es innerhalb des alltäglichen Geschehens immer wieder zu schwierigeren Situationen kommen, welche seitens der BetreuerInnen bewältigt werden müssen. Diese sollen innerhalb des Punktes der Not- und Krisenintervention kurz vorgestellt werden.

5.4 Not- und Krisenintervention innerhalb dieser stationären Betreuungsform

Die Krisenintervention stellt laut Kanfer, Reinecker und Schmelzer (1996) „eine kurze, sofortige und direkte Maßnahme dar, bei der unter Einsatz aller verfügbaren Hilfsmittel eine akute Krise bewältigt werden muß“ (S. 9 ff).

An die Hilfsperson wird dabei der Anspruch gestellt, eine aktive Haltung einzunehmen und unmittelbare Entscheidungen zu treffen. Beispielsweise ob Selbst-/Fremdgefährdung vorliegt oder polizeiliche bzw. medizinische Soforthilfe von Nöten ist. (Kanfer, Reinecker & Schmelzer, 1996)

Herrenbrück (1999) beschreibt dies als einen weiteren, potenziellen Belastungsfaktor innerhalb des Berufsfeldes der Heimerziehung, da auf das Eintreten solch konflikthafter Situationen gewartet werden muss und eine Planung im Voraus kaum möglich ist.

An das Personal besteht daher der Anspruch auf Flexibilität beim Eingehen auf das teils auffällige Klientel, welches neben den festen Betreuungszeiten teils auch ad hoc innerhalb der Freizeit passieren muss. Ein weiterer Umstand welcher die flexible Einsatzbereitschaft verdeutlichen soll ist die Bereithaltung eines Not- oder Krisenbettes, welche in solchen Institutionen besteht. (Herrenbrück, 1999)

Die Auswirkungen von Not- und Kriseninterventionsmaßnahmen auf die Befindlichkeit der BetreuerInnen werden von Wolfgang Papenberg (2010) als Situationen eines massiv erhöhten Stresslevels beschrieben.

Neben dem betroffenen Klientel, welches sich in der Krise befindet, sind daher auch die BetreuerInnen einer gewissen Belastung ausgesetzt. Die genaueren möglichen Stressreaktionen, welche sich seitens des Betreuungspersonals besonders auch in solchen Akutsituationen gehäuft aufbauen können, sollen im nachfolgenden Kapitel genauer beschrieben werden.

6. Mögliche berufsbezogene Belastungsfaktoren der BetreuerInnen

Der vorhergehende Punkt lässt wie bereits beschrieben erkennen, dass es innerhalb der sozialpädagogischen Arbeit in Wohngemeinschaften zu etwaigen Belastungsfaktoren für das Personal kommen kann. Auf diese soll innerhalb des Kapitels sechs der Fokus gelegt werden bevor in Kapitel sieben auf die Ressourcen eingegangen wird, welche die BetreuerInnen zur Bewältigung einsetzen können.

6.1 Mögliche arbeitsplatzbezogene Belastungsfaktoren und Stressoren

Gert Kaluza (1996) beschreibt das Phänomen der erhöhten Lebenserwartung, welche aufgrund verbesserter Lebensumstände und dem medizinischen Fortschritt ermöglicht wird.

Wenngleich die Bedrohung durch akute Infektionskrankheiten dadurch einen starken Rückgang verzeichnet, so bestehen innerhalb der Bevölkerung dennoch Zivilisationskrankheiten wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebsleiden etc. wie auch eine Vielzahl an psychischen und psychosomatischen Krankheiten, welche sich oft prozesshaft über Jahre hinweg entwickeln. Die vorherrschenden Lebensumstände sowie individuelle Verhaltensweisen, Arbeitsbedingungen und Umweltverhältnisse wirken dabei hinsichtlich Ursache, Erscheinungsbild und Verlauf der jeweiligen Krankheit in vielschichtiger Weise zusammen. Als individuelles Risikoverhalten erwähnt Kaluza (1996) falsche Ernährung, Bewegungsmangel, mangelnde Stressbewältigung etc. Der Autor weist weiter jedoch auch auf gewisse Umwelt- und Arbeitsplatzverhältnisse hin, welche zur Erkrankungswahrscheinlichkeit beitragen.

In diesem Zusammenhang beschreibt Herrenbrück (1999), dass eine Trennung zwischen Berufs- und Privatleben bei HeimerzieherInnen kaum stattfinden kann. Einerseits, weil sich das Klientel für das Privatleben der BetreuerInnen interessiert, andererseits weil innerhalb der eigentlichen Freizeit häufig Absprachen stattfinden und Entscheidungen getroffen werden müssen, was dadurch entsteht, dass aufgrund begrenzter Übergabezeiten diverse Sachverhalte Außen vor gelassen werden und daher außerhalb der Dienstzeit organisiert werden müssen. Auch Zusatzaufgaben wie beispielsweise Elternabende verlagern sich in den Freizeitbereich der ErzieherInnen, was in Bezug auf das Familienleben der BetreuerInnen zu Belastungen, sowohl für das familiäre System, vor allem jedoch für jene/n ArbeitnehmerIn, welche/r die Koordination zwischen Beruf und Familie bewältigen muss, führen kann.

Auch Heiner Dunckel und Dieter Zapf (1986) schreiben der Arbeit einen möglichen belastenden Einfluss, auch über den eigentlichen Berufsalltag hinaus, zu. Da der Beruf innerhalb des Lebens eine große Rolle einnimmt kann davon ausgegangen werden, dass er einen wesentlichen Einfluss auf das körperliche sowie seelische Wohlbefinden hat.

Die Definition des Stressbegriffs beschreiben die beiden Autoren als schwer eingrenzbar, da dieser innerhalb verschiedenster Fachrichtungen unterschiedlich gebraucht wird. Begrifflichkeiten wie Stress, Stressoren, Stressreaktionen wie auch Belastung, Belastungsfolgen, Beanspruchung etc. werden in der Medizin, Biologie, Psychologie etc. unterschiedlich gedeutet, da andere Zugänge bestehen.

Trotz dieser differenzierten Konzeptionen des Phänomens Stress, lässt sich laut Dunckel und Zapf (1986) eines zusammenfassen: „Stress bezeichnet immer eine Art Ungleichgewicht, ein ‚Aus-den-Fugen-geraten‘. Irgendeine Anforderung der Umgebung oder irgendeine Situation geht über das ‚Normmaß‘ hinaus. Personen kommen (zunächst) mit dieser Situation nicht mehr richtig klar. Die Gründe dafür werden recht unterschiedlich gesehen.“ (S. 12)

Richard S. Lazarus und Raymond Launier (1981) geben hinsichtlich des Begriffes von Stress an, dass damit „jedes Ereignis gemeint ist, in dem äußere oder innere Anforderungen (oder beide) die *Anpassungsfähigkeit* eines Individuums, eines sozialen Systems oder eines organischen Systems *beanspruchen oder übersteigen*“ (S. 226, kursive Hervorhebung durch die Autoren). Stress, so die Autoren weiter, wird dadurch „zu einem sehr umfassenden Konzept, das sich auf ein soziales, ein individuelles (psychologisches) oder ein organisches (physiologisches) System beziehen kann“ (S. 226).

Dunckel und Zapf (1986) unterscheiden diverse betriebliche Belastungen. Dabei beziehen sie sich neben körperlichen Belastungsfaktoren wie schwerer körperlicher Betätigung etc. hauptsächlich auf psychische Belastungen.

Laut den Autoren tragen fünf Faktorengruppen zu gesundheitlicher Beeinträchtigung bei.

Die erste bezieht sich auf die *Arbeitsaufgabe* sowie den *Arbeitsinhalt*, bei welcher/welchem die Arbeitskomplexität sowie der Handlungsspielraum, die Variabilität als auch Konzentration und Zeitdruck eine Rolle spielen können.

Hinsichtlich der Gruppe der *Arbeitsorganisation* kann es zu ablauforganisatorischen Problemen, Kooperationszwängen sowie Zeitzwängen kommen.

Eine weitere Gruppe bezieht sich auf *Umgebungsbedingungen* wie Lärm, Hitze, Schmutz etc. Die vierte Gruppe kategorisiert die *sozialen Bedingungen* am Arbeitsplatz welche sozialen Stress, wie auch mögliche Kommunikation oder Isolation sowie soziale Unterstützung und sozialen Zusammenhalt beinhalten können.

Die fünfte und letzte Gruppe unterteilen die Autoren in *sonstige betriebliche Rahmenbedingungen* wie Arbeitsplatzsicherheit, Aufstiegsmöglichkeiten, Arbeitszeit (Schichtarbeit, Überstunden usw.) und innerbetriebliche Mitwirkungsmöglichkeiten.

Lazarus und Launier (1981) treffen außerdem eine Unterscheidung zwischen *Stress als Reiz* und *Stress als Reaktion*.

Auch Kaluza (1996) beschreibt diese Differenzierung und spricht von *stressauslösenden Bedingungen* sowie den *Beschreibungen der Befindlichkeit der betroffenen Personen*. Erstere

postuliert er als Stressoren, zweite als Stressreaktion, auf welche im nächsten Unterpunkt genauer eingegangen werden soll.

Als Stressoren wären all jene situativen Anforderungsbedingungen zu bezeichnen, auf deren Folge eine Stressreaktion eintritt. Inhaltlich können diese Situationen von einer Naturkatastrophe hin zu einer als ungerecht empfundenen Beurteilung seitens des/der Vorgesetzten oder dem Verlust des Haustürschlüssels reichen. (Kaluzka, 1996; Lazarus & Launier, 1981)

Neben körperlichen (Verletzungen, Schmerzen, Hunger, genetische Prädispositionen/Behinderungen sowie familiär anezogene bzw. erlernte Tendenzen zu Stressreaktionen etc.) und physikalischen Stressoren (Hitze, Lärm etc.) können auch Leistungsstressoren (Über-, Unterforderung etc.) und soziale Stressoren (zwischenmenschliche Konfliktsituationen, Konkurrenz, Isolation etc.) zu einer Stressreaktion führen, so Kaluzka (1996).

Lazarus und Launier (1981) weiter: „Streß beinhaltet notwendigerweise beide Komponenten, einen Reiz und eine Reaktion in wechselseitiger Beziehung zueinander.“ (S. 222 ff)

Auch Jürgen R. Nitsch (1981) versucht das Stressphänomen zu definieren und beschreibt dabei die *Person-Umwelt-Beziehung* als allgemeine *Grundlage des Stressgeschehens*. Verschiedene Stressdefinitionen bzw. Erforschungen heben jeweils unterschiedliche Aspekte jener Wechselwirkung hervor, so der Autor. Hinsichtlich der *Person* skizziert er die *psychische* sowie die *somatische Ebene*. Beim Aspekt der *Umwelt* differenziert er zwischen *sozialer* und *materialer Umwelt*.

Weiter bezeichnen Lazarus und Launier (1981) Stress als komplexes, multivariantes System, welchem kein alleiniger Einflussfaktor zugrunde liegen könne. Stressreaktionen entstünden immer aufgrund gewisser Bedingungen von Umwelt und Organismus.

Den oben beschriebenen möglichen Belastungsfaktoren am Arbeitsplatz können Stressreaktionen folgen. Diese sollen im nächsten Punkt charakterisiert werden.

6.2 Mögliche auf berufsbezogene Belastungsfaktoren folgende Stressreaktionen

Stressreaktionen unterteilt Kaluzka (1996) in *körperliche Reaktionen*, *kognitiv bzw. emotionale Reaktionen* (Gedanken/Gefühle) und *behaviorale Reaktionen* (Verhalten).

Unter körperliche Stressreaktionen fallen hier beispielsweise eine erhöhte Atemfrequenz, erhöhte Blutgerinnung, herabgesetzte Verdauungsfunktion etc.

Gefühlsregungen wären neben Angst und Ärger, Enttäuschung und Gedanken wie „das schaffe ich nie“.

Als Beispiele für Verhaltensweisen nennt der Autor verkrampftes und hastiges Arbeiten, Gereiztheit gegenüber anderen, sowie mangelnde Planung und Übersicht, fehlende Pausen, Rauchen oder „nebenbei“ Essen.

Dunckel und Zapf (1986) differenzieren weiter in *kurzfristige Stressreaktionen* und *langfristige Stressfolgen*.

Kurzfristige Stressreaktionen wären Reaktionen, welche „unmittelbar nach Einwirken eines Stressors auftreten“ (S. 19).

Diese differenzieren die Autoren weiter in *Reaktionen des Denkens und Fühlens* sowie in *physiologische Reaktionen*. Bei ersteren treten Gefühle wie Angst oder Ärger, psychische Ermüdung oder Unsicherheit auf. Als physiologische Stressreaktionen wären eine erhöhte Puls-, Herzfrequenz, erhöhter Blutdruck sowie eine erhöhte Ausschüttung von Stresshormonen wie Adrenalin, Noradrenalin und Corticoiden zu nennen. Hinsichtlich des Leistungsverhaltens merken die Autoren an, dass dieses sowohl langsamer und oberflächlicher, auf kurze Zeit gesehen jedoch auch effizienter ablaufen kann. (Dunckel & Zapf, 1986)

Unter längerfristige Stressfolgen fallen laut den Autoren, Gereiztheit als erstes Alarmsignal gefolgt von Ängstlichkeit und depressiver Verstimmung, körperlichen Krankheiten und psychosomatischen Beschwerden, der Konsum von Alkohol/Zigaretten/Tabletten sowie eine Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls und der allgemeinen Arbeits- und Lebenszufriedenheit. (Dunckel & Zapf, 1986)

Neben der genaueren Ausdifferenzierung der möglichen Stressreaktionen gilt es in weiterer Folge herauszufinden, welche Bedingungen letztlich dafür verantwortlich sind, ob auf einen belastenden Faktor eine Stressreaktion folgt oder eben nicht. Ein hierfür geläufiges klinisch-wie gesundheitspsychologisches Paradigma ist jenes der Vulnerabilität, welches im Anschluss ausführlicher erklärt werden soll.

6.3 Vulnerabilität und die Auftrittswahrscheinlichkeit von Stressreaktionen

In Bezug auf die Auftrittswahrscheinlichkeit von Stressreaktionen ist der Begriff der Vulnerabilität zu nennen, da diese für die Wahrnehmung etwaiger Belastungsfaktoren eine maßgebliche Rolle spielt.

Erstmals wurde das Vulnerabilitäts-Stress-Modell 1977 von Zubin und Spring beschrieben. Diese entwickelten es als Erklärungsmodell für schizophrene Erkrankungen.

Klaus Fröhlich-Gildhoff und Maike Rönnau-Böse (2009) beschreiben Vulnerabilität anhand des Risikofaktorenkonzepts, bei welchem von *primären* (biologische Prädispositionen wie prä-, peri- und postnatale Faktoren, neurologische Defizite, genetische Faktoren, chronische Krankheiten etc.) und *sekundären Vulnerabilitätsfaktoren* (psychologische Komponente wie unsichere Bindungsorganisation oder geringe Fähigkeit zur Selbstregulation etc.) sowie *Risikofaktoren bzw. Stressoren* (niedriger sozioökonomischer Status, elterliche Trennung, Kriminalität der Eltern, psychische Erkrankungen der Elternteile etc.), welche sich anhand der Umwelt ergeben, ausgegangen wird.

Weiter merken die AutorInnen an, dass es *Phasen erhöhter Vulnerabilität* innerhalb sogenannter Übergänge wie beispielsweise dem Schuleintritt oder der Pubertät gibt.

Neben solch hoch-vulnerablen Phasen spielt außerdem die *Kumulation (Anhäufung) der Belastungen* eine maßgebliche Rolle für den Grad der Belastung. Kinder, die beispielsweise von nur einem Elternteil großgezogen werden, haben demnach auch eine höhere Wahrscheinlichkeit von Armut betroffen zu sein etc. (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Neben der Häufung von Risikofaktoren spielt die *Kontinuität (Dauer) der Belastung* eine weitere, entscheidende Rolle. Chronische Armut beispielsweise, kann Auswirkungen auf die Kompetenzen sowie Bewältigungsmöglichkeiten von Kindern haben. (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Auch die *Abfolge von Risikosituationen* wirkt sich laut den Ausführungen der genannten AutorInnen, auf die psychische Entwicklung des Individuums aus. Umso früher solch kritische Ereignisse eintreten, desto größer ist demnach die Gefahr, dass sich weitere Risikofaktoren negativ auf die Persönlichkeitsentwicklung auswirken.

Alter und Entwicklungsstand des Individuums gelten für den Grad der Belastung sowie für die Verarbeitungsmöglichkeiten ebenfalls als ausschlaggebend. Belastungen wie Unterernährung,

Vernachlässigung sind für Säuglinge beispielsweise besonders schwerwiegend, da sie viele Entwicklungsschritte zu bewältigen haben. (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Ein weiterer Einflussfaktor in Bezug auf die Bedrohlichkeit der Belastung für die psychische Gesundheit eines Individuums, stellen neben dem Alter *geschlechtsspezifische Aspekte* dar. Jungen sind in der Kindheit demnach anfälliger für Risikobelastungen, so Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2009), da diese häufiger von (Entwicklungs-) Störungen sowie chronischen Krankheiten betroffen seien. Während der Pubertät wiederum, bestehe beim weiblichen Geschlecht eine erhöhte Vulnerabilität, da dieses sensibler auf hormonelle Umstellungen reagiere und aufgrund dessen häufiger von psychosomatischen Erkrankungen wie beispielsweise Essstörungen betroffen wäre. Im Erwachsenenalter reagiert das männliche Geschlecht, so die AutorInnen, wieder verstärkt auf Risikobelastungen, da Frauen offener mit ihren Gefühlen umgehen könnten und besser wüssten, welche Unterstützung sich in belastenden Situationen als hilfreich erweist. (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Da das Geschlecht scheinbar Auswirkungen auf die Vulnerabilität haben soll und diese als Verwundbarkeit (wie auch als Gegenteil von Resilienz) zu verstehen ist, wird auch ein Zusammenhang zwischen der Geschlechtsvariable und der Generierung von Bewältigungs-, Abgrenzungsmechanismen bzw. Selbstfürsorgestrategien angenommen, welcher durch die später generierten Hypothesen überprüft werden soll.

Gegenteilig zu den Risikofaktoren sollen im Anschluss nun protektive Faktoren beschrieben werden, welche bei der Stressbewältigung unterstützend wirken können.

7. Mögliche Protektivfaktoren der BetreuerInnen

Im vorliegenden Kapitel soll nun also auf jene Protektivfaktoren und Ressourcen eingegangen werden, welche den BetreuerInnen zur Bewältigung von Stress im Arbeitsalltag zur Verfügung stehen. Jene Schwerpunktsetzung kann als salutogenetische sowie resilienzbezogene Betrachtungsweise beschrieben werden, auf welche nun einleitend genauer eingegangen werden soll.

7.1 Zum Ansatz der salutogenetischen Betrachtungsweise

Kaluza (1996) ist als einer jener Autoren zu nennen, welcher sich auf die Gesundheitsförderung fokussiert, die er deutlich von bloßer Krankheitsverhinderung abgrenzt. Er stellt klar, dass die kurative Krankheitsbehandlung noch keine Gesundheit schafft.

Weiter merkt er an, dass nicht nur die Krankheitsmerkmale selbst, sondern auch die individuelle körperliche sowie psychische Widerstandskraft der betroffenen Person, deren Lebenseinstellungen und Bewältigungskompetenzen sowie soziale Ressourcen den Gesundheitszustand beeinflussen, wie dies bereits von mehreren Autoren aufgegriffen wurde.

Einer der Ersten, welcher sich mit jenen Faktoren beschäftigte, die dazu beitragen, dass eine Person trotz zum Teil auch schwerwiegendster Belastungen gesund bleibt, war Aron Antonovsky. Dieser postulierte im Jahr 1979 erstmals salutogenetische Faktoren und gilt damit als Begründer des Salutogenese-Konzepts.

Dieses soll nun anhand dem von Alexa Franke und Nicola Schulte aus dem Amerikanischen übersetzten und in deutscher, erweiterter Herausgabe im Jahr 1997 erschienenen Werk Antonovsky's genauer erläutert werden.

Antonovsky (1987/1997) darin über Stressoren und Spannung aus salutogenetischer Betrachtungsweise:

Das Kernstück der salutogenetischen Orientierung ist die grundlegende philosophische Sichtweise, daß der menschliche Organismus sich prototypisch in einem dynamischen Zustand eines heterostatischen Ungleichgewichts befindet. Ob die Stressoren nun aus der inneren oder äußeren Umgebung stammen, ob es sich um alltägliche Widrigkeiten handelt, ob sie akut, chronisch oder endemisch sind, ob sie uns aufgezwungen werden oder wir sie frei gewählt haben, unser Leben ist reichlich mit Reizen angefüllt, auf die wir keine automatischen, angemessenen adaptiven Antworten haben und auf die wir reagieren müssen. Solange nicht Sensoren zerstört worden sind, ist die Botschaft an das Gehirn klar: Du hast ein Problem. (S. 124 ff)

Der Autor betont, dass es sowohl negative als auch positive Gründe für Spannungszustände gibt. Neben den negativen Beispielen wie Kündigung u.ä. beschreibt er als positive Beispiele die Geburt eines gesunden Kindes, das Kennenlernen zwischen einem Witwer und einer attraktiven Frau etc. (Antonovsky, 1987/1997)

Antonovsky (1987/1997) weiter über die Natur des Problems, das Vorhandensein von Spannung sowie über das Erkennen des Handlungsbedarfs:

Die Natur des Problems ist dual, es besteht aus dem, was problemlösender oder instrumenteller Aspekt genannt wird und dem Aspekt der emotionalen Regulation. Spannung bedeutet damit das Erkennen im Gehirn, daß ein Bedürfnis unerfüllt ist, daß man einer Forderung nachkommen muß, daß man etwas tun muß, wenn man ein Ziel realisieren will. (S. 125)

Antonovsky (1987/1997) befasst sich einerseits mit der instrumentellen Bewältigung der „Sozialen Unterstützung“, andererseits hebt er das Konzept des „Sense of Coherence“ (=SOC) als emotionale Regulationsform hervor, auf welche unter den Formen der Bewältigung noch genauer eingegangen werden soll.

Toni Faltermaier (2010) weist jedoch auch darauf hin, dass hinsichtlich des Salutogenese-Konzepts noch intensive Forschungsaktivität notwendig wäre. Er charakterisiert dieses als Rahmentheorie welche das Denksystem in Bezug auf Gesundheit und Krankheit zu erweitern vermag, sofern innovative Fragestellungen formuliert und in die Gesundheitsforschungsergebnisse integriert werden.

7.2 Zum Resilienzbezogenen Forschungsansatz

In Zusammenhang mit dem Salutogenese-Konzept soll auch die Resilienzforschung Erwähnung finden, welche ebenso durch den Paradigmenwechsel von der Pathogenese hin zur Salutogenese geprägt wurde und sich in das Salutogenesemodell integrieren lässt. (Fröhlich-Gildhoff & Rönna-Böse, 2009)

Beide Konzepte legen ihren Schwerpunkt auf die Auseinandersetzung mit Ressourcen und gehen davon aus, dass Menschen Schutzfaktoren zur Verfügung stehen, welche ihnen helfen, mit schwierigen Bedingungen umzugehen bzw. diese erfolgreich zu bewältigen. Beide Ansätze fokussieren sich damit nicht auf die Bekämpfung krankhafter Einflüsse und Risiken, sondern befassen sich mit der Ressourcenstärkung. (Fröhlich-Gildhoff & Rönna-Böse, 2009)

Salutogenese legt dabei „den Schwerpunkt auf Schutzfaktoren zur Erhaltung der Gesundheit“ und damit auf die Ermöglichung der Entstehung von Gesundheit (Fröhlich-Gildhoff & Rönna-Böse, 2009, S. 14).

Der Resilienzansatz, welcher in den 1950er Jahren von Jack Block eingeführt und später besonders von Emmy Werner geprägt wurde, konzentriert sich laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2009), „mehr auf den Prozess der positiven Anpassung und Bewältigung“ und daher auf die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit von Menschen (S. 14).

Corinna Wustmann (2004) definiert Resilienz als „psychische Widerstandsfähigkeit [...] gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken“ (S. 18).

Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2009) zur Definition von Resilienz: „Wenn sich Personen trotz gravierender Belastungen oder widriger Lebensumstände psychisch gesund entwickeln, spricht man von Resilienz. Damit ist keine angeborene Eigenschaft gemeint, sondern ein variabler und kontextabhängiger Prozess.“ (S. 9)

„Das Konstrukt Resilienz ist ein dynamischer oder kompensatorischer Prozess positiver Anpassung bei ungünstigen Entwicklungsbedingungen und dem Auftreten von Belastungsfaktoren. Charakteristisch für Resilienz sind außerdem ihre variable Größe, das situationsspezifische Auftreten und die damit verbundene Multidimensionalität“, so die beiden AutorInnen weiter (S. 13).

Laut Fröhlich-Gildhoff und Rönna-Böse (2009) fokussiert sich die Erforschung dieser multidimensionalen Bewältigungsfähigkeit gehäuft auf die positive Entwicklung trotz überdauernder, belastender Lebensumstände wie zum Beispiel bei psychischen Erkrankungen eines Elternteils oder chronischer Armut etc., aber auch auf akute Stressbedingungen wie die Scheidung der Eltern etc. sowie auf die rasche Erholung nach traumatischen Erlebnissen wie beispielsweise dem Tod einer nahen Bezugsperson oder sexuellem Missbrauch etc.

Der Ansatz der Resilienz kann daher auch für die Erforschung von erfolgreichem Bewältigungs- bzw. Abgrenzungsverhalten innerhalb des Berufsfeldes der Sozialarbeit als relevant erachtet werden, da es auch hier zu akuten Belastungssituationen, beispielsweise innerhalb der Not- und Krisenintervention, kommen kann.

Fokussiert man sich auf die Bewältigung von Stress, so kann weiter in Funktionen und Formen der Stressbewältigung differenziert werden, welche innerhalb der nächsten beiden Unterpunkte genauer ausformuliert werden sollen.

7.3 Funktionen der Stressbewältigung

Innerhalb dieses Unterpunktes werden die Funktionen der Stressbewältigung erläutert um zu verdeutlichen, weshalb diese für Individuen von Nutzen sein kann.

Lazarus und Launier (1981) gehen in diesem Zusammenhang von Stress als transaktionales Geschehen aus und beschreiben, dass für die Entstehung und die darauf folgende Bewältigung von Stressreaktionen kognitive Prozesse in Form von Situationsbewertungen eine wesentliche Rolle spielen. Die Transaktion zwischen Umwelt und Person wird dahingehend beschrieben, dass einerseits die Umwelt auf das Individuum mit diversen potenziell stressauslösenden Reizen einwirkt, diese jedoch vom Individuum an sich erst als schädlich, bedrohlich oder herausfordernd wahrgenommen bzw. eingeschätzt werden, oder eben nicht.

Neben der subjektiven Beurteilung der eigenen Reaktionskapazitäten, spielen aber auch die konkreten Auseinandersetzungsformen mit den Belastungen eine wesentliche Rolle für die Aufrechterhaltung von Gesundheit. Laut Lazarus und Launier (1981) aktivieren Individuen nach den subjektiven Bewertungsprozessen (Wahrnehmen, Denken, Urteilen) die ihnen zur Verfügung stehenden und aufgrund der kognitiven Bewertung naheliegenden Bewältigungsstrategien.

Kaluza (1996) dazu:

Liegt ein subjektiv perzipiertes Ungleichgewicht zwischen situativen Anforderungen und Reaktionskapazitäten, also Streß im transaktionalen Verständnis vor, so aktiviert die Person die ihr zur Verfügung stehenden Strategien, um der antizipierten Bedrohung zu entgehen, den eingetretenen Schaden/Verlust zu überwinden bzw. die Herausforderung zu meistern. Diese Strategien werden unter dem Begriff der Bewältigung (coping) zusammengefaßt [...]. (S. 31)

„Der Bewältigungsbegriff umfaßt [...] nicht nur solche Reaktionen, die auf eine aktive Meisterung der Belastungssituation abzielen, sondern auch alle Reaktionen, die ein Aushalten, Tolerieren und auch Vermeiden oder Verleugnen zum Ziel haben“, so Kaluza (1996, S. 32) weiter.

Lazarus und Launier (1981) differenzieren hier den thematischen Charakter von Belastungen aufgrund der zeitlichen Orientierung. In der Vergangenheit bzw. Gegenwart entsteht Stress demnach aus der Bewertung einer Schädigung oder eines Verlustes. Es gilt diese/n zu überwinden, zu tolerieren, sich davon zu erholen bzw. vergangene Ereignisse neu zu interpretieren. Künftige belastende Ereignisse werden hingegen als Bedrohung oder Herausforderung wahrgenommen, welchen als thematischen Charakter präventive sowie entwicklungsorientierte Prozesse zugrunde liegen.

Hinsichtlich der *Funktionen von Bewältigung* unterscheiden Lazarus und Launier (1981) zwischen *problemorientierter (instrumenteller) Bewältigung* und *reaktionsorientierter (emotioneller) Bewältigung*.

Als Beispiele für problemorientiertes Coping nennt Kaluza (1996), welcher die Thesen der oben angeführten Autoren aufgreift, das Delegieren von Arbeitsaufgaben, die Veränderung der persönlichen Zeitplanung, die Absolvierung von Fortbildungen, das „Nein-sagen“, die Relativierung eigener Perfektionsansprüche, das Definieren persönlicher sowie beruflicher Prioritäten etc. (Kaluza, 1996)

Grundlegend geht es um den Versuch einer Änderung bzw. Aufhebung stressbezogener Transaktionen, indem eine Orientierung an der direkten Problemlösung geschieht. (Lazarus & Launier, 1981)

Beispielhafte reaktionsorientierte Bewältigungsformen wären laut Kaluza (1996) die Durchführung von Entspannungsübungen oder Ablenkungsmethoden, das Pflegen von Freundschaften, das Nachgehen eines Hobbys bzw. sportliche Aktivität, Bagatellisierung, aber auch schreien, schimpfen oder weinen sowie die Einnahme von Psychopharmaka.

Hierbei ist also die Regulation sowie Kontrolle der aufgrund der stressbezogenen Transaktion entstandenen physiologischen wie auch emotionalen Reaktion, vordergründig. (Lazarus & Launier, 1981)

Kaluza (1996) hebt weiter hervor, dass konkrete Bewältigungsreaktionen nicht immer einer Bewältigungsfunktion klar zugeordnet werden können, sondern beispielsweise einmal der Problemregulation, einmal der Reaktionskontrolle, oder gar beiden zugleich dienen.

Lazarus und Launier (1981) betonen, dass wirksame Bewältigung nur mit dem vernünftigen Gleichgewicht zwischen der Funktion der Problemlösung sowie der Selbstberuhigung gelingen kann.

Die Stressbewältigung dient zusammenfassend also dazu, sich einer Situation anzupassen und mit dieser zurecht zu kommen.

Stressbewältigung funktioniert außerdem problemorientiert (instrumentell) oder reaktionsorientiert (emotionell), wobei diese Bewältigungsmodalitäten einander bedingen.

Nachdem man weiß, wozu die Stressbewältigung nützt, stellt sich weiter die Frage, wie diese am besten bewerkstelligt werden kann. Eben diese Erklärung soll der nächste Punkt hervorbringen, indem genauer auf die Formen der Bewältigung eingegangen wird.

7.4 Formen der Stressbewältigung

Lazarus und Launier (1981) klassifizieren Bewältigungsprozesse in *aktionale* sowie *intrapsychische Bewältigungsformen*.

Innerhalb dieser beiden Hauptfunktionen geben die beiden Autoren wiederum 4 Formen, nämlich die *Informationssuche*, die *direkte Aktion*, die *Aktionshemmung* sowie *intrapsychische Formen* an.

Jede dieser Bewältigungsformen kann angewendet werden, „um entweder die gestörte Person-Umwelt-Beziehung zu ändern oder die Emotion zu kontrollieren“ (S. 252).

Dem fügen die Autoren weiter an, dass „dies entweder unter dem Vergangenheits-/Gegenwarts-Bezug einer Schädigung oder dem Zukunftsbezug einer Bedrohung und entweder auf das Selbst oder die Umwelt ausgerichtet“ wird (S. 252).

Die instrumentelle Funktion der *Informationssuche* („information seeking“) besteht zum Beispiel daraus, die Grundlage einer Handlung zur Transaktionsänderung zu schaffen. Lässt die Suche von Information die Transaktion als besser kontrollierbar erscheinen, kann sie jedoch auch das Wohlbefinden der Person heben und damit die Emotion beeinflussen. (Lazarus & Launier, 1981)

Die *direkte Aktion* („direct action“) beinhaltet beispielsweise die instrumentelle Funktion des Baues eines Sturmdaches zum Schutz vor Wirbelstürmen, kann aber auch die Emotionen steuern indem beispielsweise Beruhigungsmittel konsumiert oder Entspannungsübungen durchgeführt werden. Direkte Aktionen können sowohl die Umwelt als auch das Selbst des Individuums verändern. (Lazarus & Launier, 1981)

Dies gilt in selbiger Form für die Umkehrung innerhalb der *Aktionshemmung* („inhibition of action“), welche ebenso dazu dienen soll, hinsichtlich situativer wie auch intrapsychischer Gegebenheiten im Einklang zu bleiben. (Lazarus & Launier, 1981)

Intrapsychische Bewältigungsformen („intrapsychic modes of coping“) beschreiben Lazarus und Launier (1981) als kognitive Prozesse, die durch Emotionsregulation eine Steigerung des Wohlbefindens bewirken. Dabei geht es um Dinge, die eine Person zu sich selbst sagt sowie um Formen der Aufmerksamkeitslenkung wie beispielsweise Verleugnung oder Meidung. Kaluza (1996) beschreibt diese als verdeckte Wahrnehmungs-, Denk-, Vorstellungs- und Interpretationsprozesse.

Der instrumentelle Wert wäre beispielsweise bei Selbstberuhigungsversuchen innerhalb einer Prüfungssituation zu erkennen. (Lazarus & Launier, 1981)

Neben der Heterogenität der Bewältigungsformen postulieren Lazarus und Launier (1981) hinsichtlich deren Effektivität, dass Beständigkeit und Stabilität nur einen begrenzten Teil der Stressbewältigung ausmachen.

Kaluza (1996) weist in diesem Zusammenhang auf den Aspekt von Vorerfahrungen hin: „Frühere Erfahrungen im Umgang mit Stressoren beeinflussen die aktuellen Bewertungsprozesse und können zur Herausbildung situationsübergreifender Bewertungsstile und Bewältigungsmuster führen.“ (S. 35)

Beispielsweise, so der Autor, „kann eine Person habituell dazu neigen, eigene Bewältigungsmöglichkeiten zu unter- oder auch zu überschätzen, oder jegliche Anforderung generell als Bedrohung ihres Selbstwertes zu interpretieren“ etc. (S. 35).

Lazarus und Launier (1981) betonen, dass die Variabilität der potentiellen Reaktionen erfolgreiches Bewältigungsverhalten auszeichnet und dass Veränderung in der Natur des Menschen liegt.

Nach Kaluza (1996) kennzeichnet sich erfolgreiches Bewältigungsverhalten durch „die Erhaltung bzw. Förderung des körperlichen und seelischen Wohlbefindens der Person, letztlich also ihre Gesundheit“ (S. 48).

Der Autor merkt auch an, dass keine Standardstrategie zur Stressbewältigung genannt werden kann. „Zu unterschiedlich sind die Anforderungsbedingungen, zu vielfältig die Möglichkeiten

der Bewältigung und zu verschiedenen die Personen mit ihren je individuellen Zielen, Werten und Normen, als daß die Bestimmung eines allgemein gesunden Bewältigungsverhaltens gelingen könnte“, erklärt Kaluza (1996, S. 49).

Als Strategien, welche allerdings als ineffektiv angenommen werden können, nennt der Autor die „realitätsfliehenden Wunschphantasien verbunden mit Alkohol – und Medikamentenkonsum“ wie auch den Spannungsabbau in Form von aggressiven Verhaltensweisen gegenüber anderen Personen. Intrapsychisch ungünstige Strategien wären weiter beispielsweise Formen der Selbstabwertung oder Selbstbemitleidung, so Kaluza (1996, S. 49).

Als effektive Strategien wären hingegen beispielhaft positive Situations-Neubewertungen in Form von temporalen sowie sozialen Vergleichen zu nennen. (Kaluza, 1996)

Im Anschluss sollen explizite Konstrukte betrachtet werden, welche in der Literatur als konkrete Ressourcen bzw. protektive Faktoren der Stressbewältigung angeführt werden.

7.5 Interpersonale Ressourcen zur Stressbewältigung

Vor den personalen Bewältigungsformen sollen interpersonale Möglichkeiten der Entlastung genannt werden, welche mit der erfolgreichen Bewältigung von berufsbezogener Belastung in Verbindung gebracht werden.

7.5.1 Supervision

Als eine der interpersonalen Ressourcen ist das Angebot der Supervision zu nennen. Diese soll hier vom Unterpunkt des sozialen Rückhaltes differenziert werden, da sie meist von Seiten der Organisation angeboten wird und deren Frequenz dabei in der Verantwortung des Arbeitgebers, weniger des/der ArbeitnehmerIn liegt.

Es ist daher also zu berücksichtigen, dass die Organisation die individuelle Bewältigungsmöglichkeit maßgeblich fördern oder auch hemmen kann. (Schroll, 2007)

Schroll (2007) beschreibt im Zusammenhang mit der Arbeit des BezugsbetreuerInnensystems, dass die MitarbeiterInnen in Form von Bereitschaft als auch in Form der Kompetenzen hohe Qualifikationen aufweisen müssen und der Einrichtung daher die Verantwortung auferliegt,

einerseits dafür geeignetes Personal auszuwählen, dieses aber auch entsprechend einzuschulen sowie fortwährend zu begleiten, um so in weiterer Folge auch die optimale Begleitung des Klientels gewährleisten zu können.

Laut Schroll (2007) „brauchen die Mitarbeiter die Möglichkeit zur Entlastung und Beratung, sei es in Form von Supervision, Balintgruppen, kollegialer Beratung und/oder der Möglichkeit psychologischer Unterstützung“ (S. 38).

Brenda D. Smith (2005) findet diesbezüglich in ihrer Studie hinsichtlich Einflussfaktoren zur Jobbeibehaltung im Jugendwohlfahrtsbereich heraus, dass, mehr als mögliche unterschiedliche intrinsische Motivationen, das Gefühl der betrieblichen Stütze, aber vor allem die empfundene Unterstützung seitens des/der SupervisorIn dazu beiträgt, innerhalb dieses Berufsfeldes tätig zu bleiben.

Auch Dickinson und Perry (2003) führen in deren Studie die Unterstützung durch SupervisorInnen als Einflussfaktor für die Aufrechterhaltung eines Arbeitsverhältnisses innerhalb der Jugendwohlfahrt an. Personen, die den Job beibehalten, charakterisieren deren SupervisorInnen, laut den Studienergebnissen, z.B. als kompetenter, stärker beteiligt, anerkennender u.ä., als Personen, die den Job beenden.

Die Reflexion belastender Arbeitssituationen innerhalb von Supervisionseinheiten kann daher maßgeblich zur Bewältigung des Berufsalltags beitragen. Neben dieser professionellen Hilfestellung kann jedoch auch der soziale Austausch mit anderen Personen helfen, sich von der Arbeit mit dem Klientel zu distanzieren. Dieser Aspekt soll daher im nächsten Unterpunkt Berücksichtigung finden.

7.5.2 Sozialer Rückhalt

Die soziale Integration einer Person, die soziale Unterstützung, welche diese beispielsweise durch emotionale Bezugspersonen oder stabilen Familienzusammenhalt erhält, wie auch hohe Sozialkompetenzen seitens der Person, tragen laut diversen Studien zum Erhalt der Gesundheit bei. (Argyle & Henderson, 1986; Kaluza, 1996; Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Kaluza (1996) verweist auf die Unterscheidung „zwischen strukturellen Merkmalen des *sozialen Netzwerks* eines Individuums (z.B. Anzahl der Netzwerkmitglieder, Häufigkeit von Kontakten untereinander, Dauerhaftigkeit, Homogenität) einerseits und dem funktionalen Aspekt der *sozialen Unterstützung*, die das Individuum durch das jeweilige Netzwerk erfährt, andererseits.“ (S. 40, kursive Hervorhebung durch den Autor)

Als verschiedene Möglichkeiten sozialer Unterstützung sind laut dem Autor emotionale, instrumentelle, praktische/materielle sowie geistige Unterstützung zu nennen.

Bei der emotionalen Unterstützung geht es beispielsweise darum, Nähe und Vertrauen zu verspüren, gemeinsam positive Gefühle zu erleben, die Akzeptanz von unangenehmen sowie sozial unerwünschten Gefühlen zu erhalten, Ermutigung und Trost zu erfahren, eine Stärkung des Selbstwerts sowie Körperkontakt zu erfahren. (Kaluza, 1996)

Instrumentelle Unterstützung meint laut Kaluza (1996), über Probleme zu sprechen, Informationen, Hilfestellungen und Rückmeldungen beim Problemlösen zu erhalten.

Als praktische und materielle Unterstützung beschreibt der Autor den Erhalt von Dingen oder finanziellen Mitteln, aber auch das Leisten von praktischen Hilfen im Alltag wie beispielsweise Blumen gießen etc.

Bei der geistigen Unterstützung geht es darum, Lebens-, Wert- und Normvorstellungen sowie politische Einstellungen zu teilen. (Kaluza, 1996)

Auch durch wen die Unterstützung erfolgt, ist ein bedeutsamer Faktor. Als „Quellen sozialer Unterstützung“, nennt Kaluza (1996) hier „insbesondere (Ehe-)Partner, Eltern und Kinder, andere Verwandte, enge Freunde, Bekannte z.B. als Freizeitpartner, Nachbarn, Arbeitskollegen, Vorgesetzte und Untergebene bis hin zu Mitgliedern politischer, religiöser und anderer Gruppierungen“ (S. 40).

Diverse Personen können unterschiedliche Unterstützungsfunktionen erfüllen. Der/die PartnerIn kann beispielsweise emotional unterstützen, wohingegen der/die NachbarIn praktische Unterstützung bietet und der/die ArbeitskollegIn relevante Informationen und Rückmeldungen für die Lösung eines Problems liefert. (Kaluza, 1996)

Hinsichtlich der Salutogenität von Sozialkontakten ist anzumerken, dass es entscheidend ist, wie die Person diese „wahrnimmt, einschätzt und erlebt“ (S. 41).

Weiter ist hierbei zwischen quantitativen (Dauer und Häufigkeit) und qualitativen Aspekten (Zufriedenheit mit der jeweiligen Sozialunterstützung) der Unterstützung zu unterscheiden, so Kaluza (1996).

Michael Agryle und Monika Henderson (1986) weisen auf Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Wahrnehmung und Nutzung von sozialem Rückhalt hin und postulieren, dass Männer deren Ehepartnerinnen beispielsweise stärker als sozialen Rückhalt wahrnehmen würden als Frauen deren Ehepartner. Die AutorInnen führen weiter an, dass Frauen wiederum Freunde oder Verwandte stärker als Unterstützung wahrnehmen könnten, als Männer dies tun. Zu ArbeitskollegInnen hingegen, würden von Männern stärkere Beziehungen entwickelt. Generell formulieren Agryle und Henderson (1986) jedoch, dass es Frauen leichter falle, soziale sowie instrumentelle Hilfe einzufordern sowie tragfähige Beziehungsnetze aufzubauen.

Auch diese Ausführungen implizieren mögliche Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Nutzung von sozialem Rückhalt und damit der Generierung einer Ressource zur Abgrenzung vom Arbeitsalltag, welche bei der Hypothesengenerierung berücksichtigt wird.

An dieser Stelle soll auf weitere mögliche Protektivfaktoren eingegangen werden. Neben interpersonalen Ressourcen können nämlich auch personale Konstrukte genannt werden, welche in der Literatur in Zusammenhang mit Stressbewältigung angeführt werden.

7.6 Personale Ressourcen zur Stressbewältigung

Innerhalb der Ausführungen zu personalen Ressourcen soll nun auf diverse Konzepte eingegangen werden, welche in diesem Zusammenhang von diversen AutorInnen genannt werden.

7.6.1 Optimismus

Eine positive Einschätzung bzw. Erwartung der eigenen Handlungsmöglichkeiten und die damit einhergehende optimistische Grundüberzeugung haben förderliche Auswirkungen auf das körperliche sowie seelische Wohlbefinden, so Kaluza (1996).

Der Autor differenziert hier zwischen den drei Kognitionsarten der *Situationserwartung*, der *Konsequenzerwartung* und der *Kompetenz- oder Selbstwirksamkeitserwartung*. Erstere befasst

sich mit Ausgängen bestimmter Situationen, die zweite impliziert prinzipielle Handlungsfähigkeit und daher die Möglichkeit der Situationsbeeinflussung. Die Kompetenz- oder Selbstwirksamkeitserwartung meint die Überzeugung, *selbst* diese Handlungsfähigkeit zu besitzen, was in weiterer Folge eine optimistische Einstellung ermöglicht. (Kaluzka, 1996) Optimismus, so Kaluzka (1996), ist daher auch mit Selbstwirksamkeitserwartung in Verbindung zu bringen, welche im nächsten Punkt genauer beleuchtet werden soll.

Sowohl bei der optimistischen Einstellung als auch bei der Selbstwirksamkeitserwartung ist jedoch erwähnenswert, dass sich diese im Sinn von unrealistischen Erwartungen nicht als gesundheitsförderlich bezeichnen lassen, da dadurch reale Gefahren gegebenenfalls übersehen werden könnten. (Kaluzka, 1996)

7.6.2 Selbstwirksamkeit

Auch die positive Selbstwirksamkeitserwartung („self efficacy“), deren Theorie auf Albert Bandura zurückgeht, wird in der Literatur mehrfach als psychischer Protektivfaktor beschrieben. (Kaluzka, 1996; Schmitz, 2007; Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Gerdmarie Schmitz (2007) postuliert über den Faktor der Selbstwirksamkeit, dass sich diverse Erfahrungen über Erfolge und Misserfolge innerhalb des täglichen Lebens zu persönlichen Überzeugungen hinsichtlich unserer Fähigkeiten verdichten.

Die Quellen dieser Erfahrung bestehen einerseits aus verbalen Überzeugungen („verbal persuasion“) d.h. aus dem Zuspruch, den wir von Menschen aus unserem Umfeld erhalten. Weiter aus stellvertretenden Erfahrungen („vicarious experience“), welche auch als Lernen am Modell zu bezeichnen wären und meinen, dass man sich von anderen Personen Dinge anschaut, welche man sich aufgrund deren Verwirklichung in weiterer Folge selbst zutrauen würde oder nicht. (Bandura, 1997; Schmitz, 2007)

Als wirksamste Quelle gilt jedoch das eigene erfolgreiche Handeln („enactive mastery experience“), welches in weiterer Folge zu einem späteren Zeitpunkt erneut motiviert und die Wahrscheinlichkeit auf weitere Erfolge erhöht. (Bandura, 1997; Schmitz, 2007)

„In short, perceived self-efficacy is concerned not with the number of skills you have, but with what you believe you can do with what you have under a variety of circumstances“, so Bandura (1997, S. 37) zur Definition von Selbstwirksamkeit.

Kaluza (1996) im Zusammenhang mit Selbstwirksamkeit und dem Erhalt sowie der Förderung von Gesundheit: „Generelle und spezifische, auf bestimmte Verhaltensbereiche bezogene, optimistische, d.h. leicht überhöhte Erwartungen hinsichtlich des Erfolges eigener Handlungen sollen als Fundament einer insgesamt positiv [sic] – optimistischen Zukunftssicht gefördert werden.“ (S. 44)

Bandura postuliert neben allgemeinen positiven Auswirkungen aufgrund erhöhter Selbstwirksamkeitserwartung auf das alltägliche Leben weiter explizit einen Zusammenhang zwischen Selbstwirksamkeit und der Fähigkeit von ArbeitnehmerInnen, sich innerhalb der beruflichen Rolle zu profilieren: „After receiving training in their occupational roles, employees put into practice their knowledge and skills and continue to develop them over time. Perceived self-efficacy affects how well they manage the requirements and challenges of their occupational pursuits.“ (S. 460)

Bandura's entwickelte Theorie der Selbstwirksamkeit weist Überlappungen zu den Modellen der „Hardiness“- sowie des „Sense of Coherence“ auf, welche im Anschluss genauer beschrieben werden, ist jedoch verstärkt lerntheoretisch fundiert. (Geyer, 2010)

7.6.3 Hardiness

Das von Suzanne C. Kobasa (1979) entwickelte Konzept der „Hardiness“, welche als Stärke und Widerstandsfähigkeit interpretiert wird und Elemente wie Engagement bzw. Selbstverpflichtung („commitment“), Kontrolle („control“) als auch Herausforderung („challenge“) miteinschließt, wird ebenso mehrfach als Bewältigungsmechanismus angeführt.

Commitment meint zusammenfassend die Neugier auf das Leben sowie Engagement und Motivation hinsichtlich der Bewerksstellung. Dieses Element wird unter anderem als Gegenteil von Passivität, Vermeidung oder Entfremdung definiert. (Kobasa, 1979; Kaluza, 1996)

Control meint das Gegenteil von Hilflosigkeit. Individuen, die hohe „control“ aufweisen, erleben sich als einflussreich und nehmen Ereignisse nicht als fremd oder überwältigend wahr. (Kobasa, 1979; Kaluza, 1996)

Challenge meint das Anerkennen von Veränderungen als positive Chance anstatt als Bedrohung und beinhaltet die Bereitschaft des Aushaltens von Ungewissheit sowie die aktive Suche von Neuem. (Kobasa, 1979; Kaluza, 1996)

Das Vorhandensein einer „Hardiness“-Einstellung, wenngleich diese aufgrund der Schwierigkeiten hinsichtlich deren Messung oftmals auch kritisch angesehen wird, begünstigt, so Kobasa (1979), effektives Bewältigen und macht weniger stressanfällig.

Auch Antonovsky übernahm für seinen salutogenetischen Ansatz einige Aspekte von Kobasa. Die beiden Theorien überschneiden sich hinsichtlich ihres theoretischen Gehalts daher stark. (Geyer, 2010)

7.6.4 Kontrollüberzeugungen

Das Konzept der „locus of control“ wurde von Julian B. Rotter im Zuge der von ihm entwickelten Sozialen Lerntheorie eingeführt. Kurz geht es dabei um die Erwartungshaltung, die Folgen des eigenen Verhaltens unter Kontrolle zu haben oder eben nicht.

Personen, welche glauben, das Ergebnis eigener Handlungen selbstständig steuern zu können, besitzen demnach internale Kontrollüberzeugungen. Menschen, die dem eigenen Verhalten kaum oder wenig Einfluss auf nachfolgende Ereignisse zuschreiben, wird eine externale Kontrollerwartung unterstellt. (Rotter & Hochreich, 1975/1979)

7.6.5 Kohärenzsinn

Der von Antonovsky (1987/1997) postulierte „sense of coherence“ lässt sich in drei Erlebensebenen unterteilen. Das Gefühl der *Verstehbarkeit*, bei welchem die Welt nicht als chaotisch, sondern kognitiv verstehbar wahrgenommen wird. Das Gefühl der *Machbarkeit*, bei welchem davon ausgegangen wird, dass geeignete Bewältigungsressourcen zur eigenen Verfügung stehen, sowie das Gefühl der *Sinnhaftigkeit*, bei welchem die gestellten Anforderungen als sinnvolle Herausforderungen gesehen werden.

Antonovsky (1987/1997) geht davon aus, dass sich der Mensch auf einem Kontinuum zwischen Gesundheit und Krankheit bewegt und dass das Kohärenzgefühl „eine Hauptdeterminante sowohl dafür ist, welche Position man auf dem Gesundheits-Krankheits-

Kontinuum erhält, als auch dafür, daß man sich in Richtung des gesunden Pols bewegt“ (S. 33).

Der Autor unterscheidet, wie bereits kurz beschrieben, drei Komponenten, aus welchen sich das Erleben von Kohärenz zusammensetzt: Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Bedeutsamkeit. (Antonovsky, 1987/1997)

Die erste Komponente meint, dass die Welt (und damit interne wie externe Stimuli) als „kognitiv sinnhaft“ wahrgenommen wird, also „als geordnete, konsistente, strukturierte und klare Information“ (S. 34). Im Gegensatz dazu spricht Antonovsky (1987/1997) von „Rauschen“, bei welchem Stimuli als „chaotisch, ungeordnet, willkürlich, zufällig und unerklärlich“ empfunden werden (S. 34). Personen, die ein hohes Maß an Verstehbarkeit aufweisen gehen davon aus, das künftige ihnen begegnende Stimuli, vorherzusagen oder sofern sie überraschend auftreten, einordbar und erklärbar sein werden. Der Autor betont hierbei, dass dadurch nichts über die Erwünschtheit diverser Stimuli ausgesagt wird. Todesfälle, Kriege, Versagen können geschehen, solche Personen können sich diese Ereignisse lediglich besser erklären.

Die zweite Komponente definiert Antonovsky (1987/1997) als „das Ausmaß, in dem man wahrnimmt, daß man geeignete Ressourcen zur Verfügung hat, um den Anforderungen zu begegnen, die von den Stimuli, mit denen man konfrontiert wird, ausgehen“ (S. 35). Die Verfügbarkeit bezieht sich auf Ressourcen, die man entweder selbst kontrolliert oder von einer legitimierten Vertrauensperson (wie beispielsweise ein/e PartnerIn, ein/e KollegIn, Gott, ein/e ParteiführerIn, ein/e ÄrztIn etc.) kontrolliert werden. „Wer ein hohes Ausmaß an Handhabbarkeit erlebt, wird sich nicht durch Ereignisse in die Opferrolle gedrängt oder vom Leben ungerecht behandelt fühlen“, so Antonovsky (1987/1997, S. 35). Der Autor diesbezüglich weiter: „Bedauerliche Dinge geschehen nun einmal im Leben, aber wenn sie dann auftreten, wird man mit ihnen umgehen können und nicht endlos trauern.“ (S. 35)

Die dritte Komponente ist laut Antonovsky (1987/1997) jene, „die das motivationale Element repräsentiert“ (S. 35).

Diese Komponente bezieht sich also „auf das Ausmaß, in dem man das Leben emotional als sinnvoll empfindet“ (S. 35). Der Autor beschreibt weiter, dass zumindest einige der vom Leben gestellten Hürden und Herausforderungen es wert sind, Energie zu investieren, sich einzusetzen und zu verpflichten. Dass sie tendenziell „eher willkommene Herausforderungen sind als Lasten, die man gerne los wäre“ (S. 36). Hier merkt der Autor an, dass Personen mit einer hohen Ausprägung dieser Komponente zwar auch mit dem Tod eines nahestehenden

Menschen oder der Notwendigkeit einer schweren Operation etc. hadern. Diese nehmen jedoch die damit verbundene Herausforderung an und sind in der Lage, ihr eine Bedeutung beizumessen und die Situation zu meistern.

Hinsichtlich des SOC-Modells ist jedoch anzumerken, dass die Entwicklung der Fragebögen zur Messung dieses Konstrukts nicht hinreichend ausgereift sind, sodass die Messgenauigkeit und damit die empirische Fundierung des „Sense of Coherence“ ohne der Überarbeitung eben dieser Messinstrumente stark in Frage zu stellen ist, so Siegfried Geyer (2010). Neben der Neubearbeitung der Untersuchungsinstrumente rät der Autor weiter zu Untersuchungen hinsichtlich der zeitlichen Stabilität sowie zur Berücksichtigung von Sozialisationsbedingungen in Hinblick auf die Entwicklung des Kohärenzsinn.

7.6.6 Resilienz

Als letztes Konstrukt soll die Resilienz, also psychische Widerstandsfähigkeit gegenüber belastenden Situationen wie auch Ereignissen, genannt werden.

Personen, welche über ein hohes Maß an Resilienz verfügen, bleiben demnach trotz Belastungen bzw. Risiken gesund, wohingegen weniger resiliente Personen an Störungen bzw. Krankheiten leiden. (Wustmann, 2004)

Das Konzept wurde lange hauptsächlich in Zusammenhang mit der Entwicklung von Kindern erforscht und fand erst innerhalb der letzten Jahre vermehrt in der Stressforschung Beachtung. (Rüesch, Bartlomé & Huber 2007)

Wenngleich sowohl hinsichtlich der Theorie als auch der Methodik Probleme bestehen, so gilt Resilienz derzeit als eines der Schlagwörter im gesundheitspsychologischen Bereich.

Eben diese theoretischen sowie methodischen Unklarheiten soll die vorliegende Arbeit zu vermindern versuchen. Die genauere Vorgehensweise wäre dabei dem nächsten Kapitel zu entnehmen.

8. Erkenntnisinteresse, Definition der Fragestellung und Hypothesengenerierung

Die oben beschriebenen Konstrukte decken sich mit jenen des Schlussberichts der Evaluation von Messinstrumenten für den strategischen Bereich „psychische Gesundheit/Stress“ von Peter Rüesch, Pascal Bartlomé und Carola Huber (2007).

Diese wurde auf der Züricher Hochschule für Angewandte Wissenschaften im Auftrag der Gesundheitsförderung Schweiz durchgeführt und lieferte 26 reliable bzw. zuverlässige sowie valide bzw. gültige Messinstrumente; 14 für den Bereich personaler Ressourcen und 12 für den Stress- und Coping-Bereich.

Auf Basis dieser Evaluation erfolgte die Auswahl der für die Beantwortung der Fragestellung verwendeten Messinstrumente. Die konkrete Fragestellung soll nun im folgenden Kapitel beschrieben werden.

Rüesch, Bartlomé und Huber (2007) charakterisieren Selbstwirksamkeitserwartung, Kohärenzsinn, Kontrollüberzeugung, Optimismus, Hardiness sowie Resilienz als „wichtige Zielvariablen von Gesundheitsförderungsprojekten“ (S. 39).

Bezugnehmend auf eben diesen Bereich der personalen Ressourcen geben die AutorInnen weiter an, dass beispielsweise die Konstrukte der Selbstwirksamkeitserwartungen sowie der Kontrollüberzeugungen als gut abgedeckt gelten. Andere Konstrukte, wie auch jenes der Resilienz, sind hingegen oft mit nur einem Instrument vertreten. (Rüesch, Bartlomé & Huber, 2007)

Dabei handelt es sich um das Instrument der Resilienzskala (RS) von Jörg Schumacher, Karena Leppert, Thomas Gunzelmann, Bernhard Strauß, und Elmar Brähler (2004). Dieses gilt als einziges deutschsprachiges Messinstrument, welches das Persönlichkeitsmerkmal der Resilienz abbildet. Rüesch, Bartlomé und Huber (2007) beschreiben die Skala als reliabel, valide sowie ökonomisch interessant. Die hervorgehobenen positiven Normen machen das Instrument für den diagnostischen wie auch evaluativen Bereich nutzbar. Auch der bestätigte Zusammenhang mit Gesundheit (subjektiven Körperbeschwerden) wird als positives Kriterium angeführt. Es wird jedoch auch angemerkt, dass bezüglich der Veränderungssensitivität keine Informationen vorliegen. Weiter beschreiben die Autoren bestehende theoretische als auch methodische Unklarheiten bezüglich des theoretischen Resilienz-Konzepts.

Innerhalb der vorliegenden Arbeit soll erhoben werden, inwieweit sich das Konstrukt der Resilienz durch jenes der Selbstmanagementfähigkeiten erklären lässt, um so einen Beitrag zur theoretischen Ausdifferenzierung zu liefern.

Die Resilienz entwickelte sich innerhalb der letzten Jahre zu einem beliebten Forschungsschwerpunkt. (Schumacher et al., 2004)

Mehrfach beschrieben wird diese als psychische Widerstandsfähigkeit gegenüber Belastungen sowie gesundheitsgefährdenden Lebensbedingungen. (Wustmann, 2004)

Auch Betreuungspersonal aus sozialpädagogischen Wohngemeinschaften wäre, der Definition folgend, oftmals solchen Belastungen ausgesetzt.

Setzt man sich mit der Thematik des Coping-Verhaltens von Personen aus dem psychosozialen Berufsfeld auseinander, so wird dieses häufig mit dem Konstrukt der Resilienz in Verbindung gebracht. Eben dieses wurde innerhalb der Entwicklung von Kindern bereits differenzierter beforscht, wird jedoch erst langsam innerhalb der Stressforschung beachtet und weist hinsichtlich seiner theoretischen wie auch methodischen Hintergründe noch Unbestimmtheiten auf. (Rüesch, Bartlomé & Huber 2007)

Zur Verringerung dieser, soll die vorliegende Arbeit einen gewissen Beitrag leisten, indem eine spezielle Population dahingehend genauer beforscht wird.

Es soll hinterfragt werden, ob das Konstrukt der Resilienz mit Abgrenzungs- bzw. Selbstmanagementfähigkeiten in Zusammenhang gebracht werden kann. Dies soll anhand von linearen Regressionsberechnungen untersucht werden. Die Ausprägung der Resilienz soll dabei mit vorhandenen Fähigkeiten zur Stressbearbeitung auf mögliche lineare Zusammenhänge hin analysiert werden.

Dabei soll die eindimensionale Kurzsкала „Resilienzskala (RS)“ von Schumacher et al. (2004) als Maß der Resilienz verwendet werden und die abhängige Variable darstellen.

Das Konstrukt soll einer linearen Regressionsanalyse mit einem Verfahren unterzogen werden, welches laut der oben genannten Evaluation geeignet ist, die Fähigkeit der Stressbewältigung abzubilden.

Dabei handelt es sich um den Fragebogen zur Erfassung von Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten (FERUS) von Mary Jack (2007), welcher als unabhängige Variable fungiert. Dieser eignet sich laut Evaluationsergebnissen von Rüesch, Bartlomé und Huber (2007) zur Abbildung von Stressbewältigungsfähigkeiten einerseits innerhalb der

Diagnostik, aber auch im Bereich der Evaluation. Eine genauere Beschreibung dieses Instrumentes soll innerhalb des Methodenkapitels folgen.

Bei den Berechnungen soll also herausgefunden werden, wie ausgeprägt der Zusammenhang zwischen dem Resilienzkonstrukt und jenem der Stressbewältigung, bzw. seinen einzelnen Teilkonstrukten, ist. Dadurch sollen Rückschlüsse auf das Konstrukt der Resilienz gezogen werden können und erforscht werden, inwieweit diese mit unterschiedlichen Mechanismen der Stressbewältigung in Verbindung zu bringen ist.

Die Praxisrelevanz besteht also unter anderem in der expliziteren Differenzierung eines Konstrukts, welches in der Gesundheitsforschung von erheblicher Bedeutung zu sein scheint.

Ein anderer theorie- als auch praxisrelevanter Aspekt besteht in der Beachtung einer spezifischen Berufsgruppe und deren möglicherweise im Geschlecht variierenden Umgang mit belastenden Arbeitssituationen, welcher innerhalb der bisherigen Forschung kaum Aufmerksamkeit findet, für mögliche gesundheitsrelevante Präventionsmaßnahmen jedoch bedeutsam sein könnte.

Der weitere Bezug zur Praxis besteht darin, dass es die Arbeitszufriedenheit in diesem Tätigkeitbereich aufrecht zu erhalten bzw. zu steigern gilt, um damit viel diskutierten Themen wie der hohen Fluktuation sowie Überforderungstendenzen und Burnoutproblematiken entgegenzutreten.

Weiß (2013) postuliert beispielsweise, „dass Pädagogik im Heim oder in ähnlichen Arbeitszusammenhängen nur eine begrenzte Lebenszeit lang geleistet werden sollte, um ein Ausbrennen und ein im negativen Sinne routiniertes Vorgehen zu verhindern“ (S. 236).

Um eben diesem Ausbrennen entgegenzuwirken und eine langjährige Berufsausübung zu fördern, bedarf es einer Analyse, wo die ArbeitnehmerInnen stehen, was diese bräuchten, wo etwaige Stärken und Schwächen hinsichtlich des Stressmanagements von beruflichen Belastungsfaktoren angesiedelt sind. Eben diese Analyse soll ein Aufholen ermöglichen, welches beispielsweise Auswirkungen auf die Ausbildungscurricula, im Sinne einer besseren Vorbereitung auf die beruflichen Anforderungen wie auch Einflüsse auf die innerbetrieblichen Unterstützungsmaßnahmen haben könnte. Dabei sollte ein effizienteres Eingreifen seitens der vorgesetzten FachbereichsleiterInnen oder TeamleiterInnen sowie SupervisorInnen ermöglicht werden, wodurch Personen, die sich bereits in der beruflichen Tätigkeit befinden, besser begleitet werden könnten.

Es soll erhoben werden, welche Selbstmanagementfähigkeiten bei dieser spezifischen Berufsgruppe bereits gut ausgebildet sind, was also bei der Bestreitung des Arbeitsalltags hilfreich erscheinen könnte und welche Fähigkeiten unter Umständen gestärkt werden sollten. Weiter soll herausgefunden werden, was welchen Personen gut hilft. Diesbezüglich soll vor allem der Geschlechtsaspekt Beachtung finden und untersucht werden, ob Personen unterschiedlichen Geschlechts unterschiedliche Verarbeitungsmöglichkeiten anwenden.

8.1 Konkrete Hypothesen und Fragestellungen

Die konkrete Fragestellung bezieht sich nun auf die Differenzierung des Konstrukts der Resilienz, welche anhand möglicher Korrelationen mit diversen Selbstmanagementfähigkeiten sowie Ressourcen von sozialpädagogischem Betreuungspersonal erfolgen soll.

Die weitere Fragestellung fokussiert die Fähigkeit von sozialpädagogischem Fachpersonal sich von belastenden Situationen des Arbeitsalltags zu distanzieren. Hierbei soll weiter ein Geschlechtervergleich erfolgen, um mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede erkennen zu können.

Konkret sollen dabei folgende Hypothesen überprüft werden:

- Hypothese 1: Es bestehen unterschiedlich starke Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und der Resilienz.
- Hypothese 2: Das männliche Betreuungspersonal weist stärkere Ausprägungen des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz auf als weibliche Personen derselben Berufsgruppe.
- Hypothese 3: Die Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit weisen beim männlichen Betreuungspersonal höhere Werte auf als bei weiblichen Personen derselben Berufsgruppe.
- Hypothese 4: Die Ressource der Sozialen Unterstützung wird vom weiblichen Betreuungspersonal mehr genützt als von männlichen Personen derselben Berufsgruppe.

8.2 Explikation der Fragestellungen

Hypothese 1:

Die H1 soll der Überprüfung dienen, inwieweit sich das durch die RS-Kurzskala erhobene eindimensionale Persönlichkeitsmerkmal der Resilienz eignet, um auf die Ausprägung diverser Coping-Mechanismen von sozialpädagogischem Betreuungspersonal schließen zu können.

H1: Es bestehen unterschiedlich starke Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und der Resilienz.

Hypothese 2:

Bezüglich der Ausprägung von Vulnerabilität, welche sich als Gegenteil von Resilienz definieren lässt (Schumacher et al., 2004), wird von Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2009) postuliert, dass Männer als vulnerabler gelten.

Innerhalb der Eignungsprüfungen der Resilienzskala (RS) stellen Schumacher et al. (2004) wiederum leichte Geschlechtsunterschiede dahingehend fest, dass Männer etwas resilienter sind als Frauen.

Hypothese 2 soll daher überprüfen, ob innerhalb der speziellen untersuchten Population Geschlechterunterschiede dahingehend bestehen, dass das männliche Personal höhere Resilienzwerte aufweist.

H2: Das männliche Betreuungspersonal weist stärkere Ausprägungen des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz auf als weibliche Personen derselben Berufsgruppe.

Hypothese 3:

Florian Straus und Renate Höfer (2010) beschreiben unterschiedliche geschlechtsspezifische Ressourcenmuster sowie deren Unterschiede hinsichtlich Vielfältigkeit, als interessanten künftigen Forschungsgegenstand.

Argumentationen hinsichtlich Unterschieden im Erziehungsstil (Rendtorff, 2007) oder dem Ausmaß des subjektiven Belastungserlebens (Reddemann, 2012) weisen auf mögliche Geschlechtsunterschiede solcherweise hin, dass Männer besser mit den Belastungen des beruflichen Arbeitsalltags umgehen könnten.

Dies impliziert die in Hypothese 3 zu untersuchende Annahme, dass die Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit – Coping, Selbstbeobachtung, Selbstverbalisation, Selbstwirksamkeit und Hoffnung – bei den männlichen Betreuern höhere Ausprägungen aufweisen.

H3: Die Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit weisen beim männlichen Betreuungspersonal höhere Werte auf als bei weiblichen Personen derselben Berufsgruppe.

Hypothese 4:

Weiter ist der Literatur zu entnehmen, dass Frauen die Ressource der Sozialen Unterstützung besser nutzen als Männer. (Agryle & Henderson, 1986; Reddemann, 2012; Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009)

Aus eben diesen Argumentationen wurde die Hypothese 4 abgeleitet, welche die vorliegende Annahme für die spezifische Berufsgruppe des sozialpädagogischen Betreuungspersonals überprüfen soll.

H4: Die Ressource der Sozialen Unterstützung wird vom weiblichen Betreuungspersonal mehr genutzt als von männlichen Personen derselben Berufsgruppe.

III. Empirische Umsetzung der Fragestellung

1. Methode

Innerhalb dieses Kapitels soll nun die genauere methodische Vorgehensweise begründet werden.

1.1 Studiendesign

Bei der Entscheidung des Forschungsdesigns wurden qualitative und quantitative Methoden gegeneinander abgewogen, letztlich für diese Forschungsfrage ein quantitatives Vorgehen gewählt.

Bezüglich der Klärung der Methodenwahl erwähnt Uwe Flick (2010) in seinen Ausführungen zu qualitativer versus quantitativer Forschung, als einen möglichen Lösungsweg, das Abstecken der Anwendungsfelder. Die Forschungsstrategien sollten demnach vom Gegenstand der jeweiligen Fragestellung der Forschung abhängig gemacht werden.

Subjektives Erleben von Personen sollte demnach eher anhand von qualitativen Methoden erfragt werden. Häufigkeiten und Verteilungen innerhalb einer größeren Population wiederum bevorzugt durch eine quantitative Studie erhoben werden. (Flick, 2010)

Die Fragestellung befasst sich einerseits mit der Ausprägung von Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten bei sozialpädagogischem Betreuungspersonal. Weiter soll die allgemeine Ausprägung des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz innerhalb dieser Stichprobe genauer beschrieben werden. Zudem soll ein möglicher Geschlechterunterschied hinsichtlich eben dieser Merkmale untersucht werden.

Demnach eignet sich, nach Orientierung an den Ausführungen Flick's (2010), eher ein quantitatives Forschungsdesign für diese Studie.

Ein weiteres Gegenargument bezüglich der Durchführung qualitativer Interviews, welche anfangs aufgrund der Möglichkeit auf detailliertere Forschungsergebnisse angedacht waren, stellt der Aspekt der womöglich hohen sozialen Erwünschtheit dar. Diese sollte aufgrund des Themenbereichs einerseits, durch die teils kollegiale Bekanntschaft seitens der Interviewerin und den Befragten andererseits, nicht unterschätzt werden.

Hans Dieter Mummendey und Ina Grau (2008) beschreiben, dass, wenn Aspekte des Selbstkonzepts abgefragt werden, Antworten qualitativer Interviews positiver ausfallen als schriftliche Beurteilungen. Weiter beschreiben sie auch, dass der oder die InterviewerIn einen Einfluss auf die Neigung der Befragten zu beschönigenden Antworten hat. Als Beispiel wird von den AutorInnen der Einfluss einer jüngeren, leger gekleideten Interviewperson auf das Antwortverhalten hinsichtlich probeweisem Marihuana-Konsums genannt und angenommen, dass diese/r mit höherer Wahrscheinlichkeit Zugeständnisse seitens der Interviewten bekäme, als ein älterer Herr im Anzug.

Zwar kann der Aspekt der Außendarstellung auch bei Fragebögen nicht gänzlich ausgeschlossen werden, jedoch wurde angenommen, dass diese durch die Zusicherung der Anonymität vermindert werden könnte.

Der Idealfall, welchen Mummendey und Grau (2008) beschreiben, wäre jener, dass der bzw. die Befragte die jeweilige Untersuchung als wichtig betrachtet und daher versucht, möglichst genaue wie auch ehrliche Antworten zu geben.

Dennoch merken die AutorInnen an, dass selbst unter der klar formulierten Voraussetzung der Wahrung von Anonymität ProbandInnen dazu tendieren können, in die vermeintlich sozial erwünschtere Richtung zu „schönen“. Auch der Fall der negativeren Darstellung im Zusammenhang mit der Hoffnung auf Veränderung nach der Befragung wird von Mummendey und Grau (2008) als nicht zu unterschätzender Einflussfaktor des Antwortverhaltens angeführt.

Nachdem sich die Komponente der sozialen Erwünschtheit nicht gänzlich im Vorfeld ausschließen lässt, so ist es in weiterer Folge wichtig, diese vor allem in Bezug auf die Ergebnisinterpretation zu berücksichtigen.

Mummendey und Grau (2008) geben an, dass ProbandInnen in schriftlichen, anonymen Befragungen dennoch den geringsten Anlass für beschönigendes Antwortverhalten sehen und legen weiter nahe, die Anonymität in der Instruktion des Fragebogens anzuführen sowie zu betonen, dass eine Theorie auf dem Prüfstand steht, nicht jedoch die befragte Person. Die AutorInnen empfehlen weiter in Befragungen zu Einstellungen, Persönlichkeitsmerkmalen oder Komponenten des Selbstkonzepts anzumerken, dass es keine richtigen oder falschen Antworten gibt, sondern es nur auf die persönliche Einschätzung des/der Befragten ankommt. Diese Aspekte wurden daher bei der Erstellung des Fragebogens eingearbeitet.

Weiter wurden Anmerkungen hinsichtlich Antwortskalengestaltung, Antwortalternativen sowie der Formulierung und Reihenfolge der Items bei der Gestaltung des Bogens berücksichtigt.

Mummendey und Grau (2008) raten beispielsweise zur Verwendung einer waagrechten Antwortskala. Senkrechte Skalen würden bei selbstwertrelevanten Items Varianzeinschränkungen nach sich ziehen, durch welche es in weiterer Folge zu Korrelations- und damit Validitätseinbußen kommt.

Neben der Gestalt des Fragebogens nennen sie die Untersuchungssituation sowie Eigenschaften der befragten Person an sich, als weitere beeinflussende Komponenten bezüglich Fragenverständnis und Fragenbeantwortung. (Mummendey & Grau, 2008)

Weder auf die Untersuchungssituation, noch auf persönliche Tendenzen zu sozial erwünschten Antworten oder Tendenzen zum Jasagen, wurde in dieser Arbeit konkret Einfluss genommen. Dennoch sind diese Faktoren nicht außer Acht zu lassen und sollen daher innerhalb der Methodenbeschreibung, neben weiteren Vor- und Nachteilen, Berücksichtigung finden.

Als eine weitere Schwäche der Fragebogenmethode wäre also die Unkontrollierbarkeit der Erhebungssituation zu nennen, wie sie von Klaus Konrad (2007) beschrieben wird. Beispielsweise könnten andere Personen die Antworten der Befragten beeinflussen.

Ein entsprechender Vorteil dieser Methode besteht wiederum darin, dass es zu keiner Beeinflussung der TeilnehmerInnen durch den/die InterviewerIn kommen kann. (Konrad, 2007)

Weiter hat der/die Befragte mehr Zeit für die Beantwortung, so Konrad (2007).

Durch das non-direkte Nachfragen ergibt sich wiederum das Fehlen von Erläuterungen der Fragen sowie die Unkenntnis der Art von Ausfällen („missings“). (Konrad, 2007)

Nach Abwägung der genannten Argumente wurde die Methodik beibehalten, da es sich bei der Stichprobe um schreib- sowie denkgewandte Personen handelt, welchen das selbstständige Ausfüllen der Bögen zugetraut wird.

Auch Sabine Kirchhoff, Sonja Kuhnt, Peter Lipp und Siegfried Schlawin (2008) gehen auf den Aufbau eines Fragebogens ein und nennen, abgesehen von vorrangigen inhaltlichen Überlegungen, optische Aspekte als entscheidend für die Erleichterung des Erfassens diverser Fragen. Außerdem erwähnen sie eine ansprechende Optik als Wertschätzung gegenüber den Befragten.

Beide Aspekte wurden bei der Konstruktionsarbeit des vorliegenden Fragebogens mitbedacht. Die Erstellung fand mittels eines Schreibprogrammes statt.

Um Fehler hinsichtlich diverser Formatierungsdetails wie auch etwaige inhaltliche Missverständnisse weitestgehend auszuschließen, wurden diese innerhalb einer Pilottestung dezidiert abgefragt. Dabei wurde die vorläufige Version des Fragebogens, neben dem Ausfüllen der Verfasserin, an 3 ProbandInnen ausgehändigt. Eine Person ist Soziologiestudent, die anderen beiden sind in einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft tätig. Bei den Befragten handelte es sich einerseits um einen Bekannten, andererseits um ArbeitskollegInnen der Erstellerin, weshalb angenommen wurde, dass diese offener Kritikpunkte äußern würden und Anregungen zur Verbesserung liefern könnten. Der erste Proband benötigte 14 Minuten für das Ausfüllen des Bogens, die zweite und dritte Befragte je 15 Minuten. Deren Verbesserungsvorschläge betrafen Aspekte hinsichtlich der Formatierung wie auch die Anmerkung sich wiederholender Fragen.

Aufgrund der vorgefertigten Items des Fragebogens wurden einander ähnelnde Fragestellungen beibehalten. Diverse Faktoren der Formatierung wurden hingegen in die Gestaltung des Fragebogens miteinbezogen, bevor dieser an die Stichprobe ausgehändigt wurde. Eben diese soll im nachfolgenden Punkt genauer erörtert werden.

1.2 Konstruktion der Stichprobe

Die Stichprobe rekrutiert sich aus sozialpädagogischem Betreuungspersonal, welches in sozialpädagogischen Wohngemeinschaften tätig ist. Die Fragebögen wurden in Institutionen im Raum Kärnten verteilt. Insgesamt wurden 116 von sozialpädagogischem Betreuungspersonal ausgefüllte Fragebögen retourniert. Dabei handelt es sich um 83,6 % weibliche und 16,4 % männliche Befragte.

Geschlechterverteilung

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	männlich	19	16,4	16,4	16,4
	weiblich	97	83,6	83,6	100,0
	Gesamt	116	100,0	100,0	

Tabelle 1: Häufigkeitsverteilung des Geschlechts

Lediglich 4,3 % der Befragten sind 20 Jahre oder jünger. Der Großteil der TeilnehmerInnen (80,2 %) befindet sich im Bereich zwischen 21 und 40 Jahren. Lediglich 15,5 % liegen in dem Altersbereich von 41 Jahren aufwärts. Daraus lässt sich erkennen, dass tendenziell junge Personen in diesem Bereich tätig sind. Trotz der Erwerbsfähigkeit von 41+ deutet das Ergebnis der Stichprobe darauf hin, dass nur mehr wenige Personen dieses Alters dem BetreuerInnenberuf nachgehen.

		<i>Alter</i>			
		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	< 20 Jahre	5	4,3	4,3	4,3
	21-25 Jahre	13	11,2	11,2	15,5
	26-30 Jahre	36	31,0	31,0	46,6
	31-35 Jahre	28	24,1	24,1	70,7
	36-40 Jahre	16	13,8	13,8	84,5
	41-45 Jahre	7	6,0	6,0	90,5
	> 46 Jahre	11	9,5	9,5	100,0
	Gesamt	116	100,0	100,0	

Tabelle 2: Häufigkeitsverteilung des Alters

Dabei ist weiter zu differenzieren, dass die größte Gruppe der befragten Personen mit 31,1 % zwischen 26-30 Jahren liegt. Betrachtet man diese Verteilung hinsichtlich des Geschlechts ist zu erkennen, dass die größte Gruppe der Frauen, ebenso wie bei der Gesamtverteilung, zwischen 26-30 Jahren liegt. Bei den Männern ist diese jedoch zwischen 31-35 Jahren anzusiedeln. Dieser Umstand sowie der allgemein hohe Anteil an Frauen deutet darauf hin, dass in der Gesamtverteilung hauptsächlich die Altersverteilung der weiblichen Befragten abgebildet wird.

		<i>Altersverteilung nach Geschlecht</i>		Gesamt
		Geschlecht		
		männlich	weiblich	
Gültig	> 20 Jahre	2	3	5
	21-25 Jahre	2	11	13
	26-30 Jahre	1	35	36
	31-35 Jahre	8	20	28
	36-40 Jahre	6	10	16
	41-45 Jahre	0	7	7
	46 Jahre <	0	11	11
	Gesamt	19	97	116

Tabelle 3: Häufigkeitsverteilung des Alters nach Geschlecht

Bezüglich des Familienstands geben 28,1 % der TeilnehmerInnen an, alleinstehend zu sein. 71,9 % befinden sich laut den Angaben, in einer Partnerschaft oder geben an, verheiratet zu sein.

Familienstand

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	ledig	32	27,6	28,1	28,1
	in einer Partnerschaft	53	45,7	46,5	74,6
	verheiratet	29	25,0	25,4	100,0
	Gesamt	114	98,3	100,0	
Fehlend	System	2	1,7		
Gesamt		116	100,0		

Tabelle 4: Häufigkeitsverteilung des Familienstands

Hinsichtlich der Kinderzahl lässt sich aus den Daten ableiten, dass der Großteil der Stichprobe mit 71,9 % keine eigenen Kinder hat. Dies könnte sich daraus ergeben, dass das Personal sich oft noch vor der Familienphase befindet.

Anzahl der Kinder

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	keine	82	70,7	71,9	71,9
	ein Kind	12	10,3	10,5	82,5
	zwei Kinder	11	9,5	9,6	92,1
	3 oder mehrere Kinder	9	7,8	7,9	100,0
	Gesamt	114	98,3	100,0	
Fehlend	System	2	1,7		
Gesamt		116	100,0		

Tabelle 5: Häufigkeitsverteilung der Kinderanzahl

Bezugnehmend auf die Dauer der Berufsausübung arbeiten laut den Angaben 47 % und damit fast die Hälfte der Befragten, nicht länger als 5 Jahre in diesem Berufsfeld. Einen möglichen Einflussfaktor könnte dabei die erhöhte Fluktuation in diesem Arbeitsbereich darstellen.

Dauer der Berufsausübung

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	< 5	54	46,6	47,0	47,0
	5-10	36	31,0	31,3	78,3
	> 10	25	21,6	21,7	100,0
	Gesamt	115	99,1	100,0	
Fehlend	System	1	,9		
Gesamt		116	100,0		

Tabelle 6: Häufigkeitsverteilung der Dauer der Berufsausübung

43,9 % der Befragten arbeiten mit Jugendlichen. Nur 23,7 % haben beruflich ausschließlich mit jüngeren Kindern zu tun. 32,5 % arbeiten mit Klientel, welches vom Kinder- bis ins Jugendalter reicht.

Alter des zu betreuenden Klientels

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	Kinder	27	23,3	23,7	23,7
	Jugendliche	50	43,1	43,9	67,5
	Kinder & Jugendliche	37	31,9	32,5	100,0
	Gesamt	114	98,3	100,0	
Fehlend	System	2	1,7		
Gesamt		116	100,0		

Tabelle 7: Häufigkeitsverteilung des Alters des zu betreuenden Klientels

2. Datenerhebung

Das folgende Kapitel soll dazu dienen, einen Überblick über die Erhebung der für diese Arbeit relevanten Daten zu liefern.

2.1 Datengewinnung durch Verteilung von Fragebögen

Bei der Datengewinnung wurden zwei Verfahren verwendet. Jenes des FERUS (Fragebogen zur Erfassung von Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten) von Mary Jack (2007) sowie die Kurzform der RS (Resilienzskala) von Jörg Schumacher, Karena Leppert, Thomas Gunzelmann, Bernhard Strauß und Elmar Brähler (2004).

Im Anschluss soll eine kurze Beschreibung der beiden Verfahren folgen, um die Verwendungszwecke dieser genauer darzulegen.

Der FERUS wurde für den Einsatz innerhalb der stationären Psychosomatik für die psychotherapeutische Informationsgewinnung sowie Qualitätssicherung entwickelt. Aus dessen Manual geht hervor, dass er Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten erhebt, durch die er die gesundheitsrelevanten Fähigkeiten der Befragten zu identifizieren vermag, welche den störungsspezifischen aufrechterhaltenden Bedingungen entgegen wirken. Weiter erhält man durch die Befragung Hinweise auf „noch unterentwickelte defizitäre Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten“, an deren Aufbau gearbeitet werden kann (Jack, 2007, S. 7).

Der FERUS erscheint demnach dafür geeignet, eben die gefragten positiven, selbstfürsorglichen Aspekte in Form von personalen Ressourcen, Fähigkeiten und Copingstrategien erheben zu können, welche sich auf die Gesundheit sowie die Arbeitszufriedenheit auswirken können. (Egger-Subotitsch, Kerschbaumer, Liebeswar & Binder, 2013)

Das Verfahren bietet demzufolge die Möglichkeit aufzuzeigen, an welchen Eigenschaften es sozialpädagogischen Fachkräften unter Umständen mangelt und welche man beispielsweise durch Fort- und Weiterbildungen stärken könnte.

Die Testgütekriterien fallen, so Rüesch et al. (2007), ausgesprochen gut aus. Auch eine Normierung wurde durchgeführt.

Anhand linearer Regressionsberechnungen soll herausgefunden werden, inwieweit die Ausprägungen des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz mit den Ausprägungen der Selbstfürsorgestrategien der befragten Personen in Zusammenhang gebracht werden kann, um so eine explizitere Differenzierung des Resilienz-Konstrukts zu erreichen.

Als Messinstrument wird dafür die RS (Resilienzskala) verwendet, welche laut Rüesch, Bartlomé und Huber (2007) als einziges deutschsprachiges Werkzeug zur Erhebung der derzeit blühenden Resilienzforschung zu nennen ist.

Ebenso verhält es sich bei den Verfahren des SOC-Q (Skala zur Erfassung des Kohärenzgefühls) sowie den H-Skalen (Skalen zur Erfassung der Hoffnungslosigkeit). Auch diese gelten als je einziges Standardwerkzeug hinsichtlich der Ressourcen des Kohärenzgefühls bzw. der Ressource der Hoffnung und finden häufig unhinterfragt Verwendung.

Von zusätzlich geplanten weiteren Regressionsberechnungen zwischen dem FERUS und diesen Verfahren musste jedoch abgesehen werden. Der FERUS basiert nämlich unter anderem auf dem Salutogenese-Modell von Antonovsky (1979) sowie auf den kognitivistischen Modellen nach Krampen (1994). In Hinblick auf die Grundlagen des Fragebogens würde sich daraus eine zwingende Korrelation zwischen den Instrumenten ergeben.

Als unabhängige Variable fungiert dabei der FERUS, welcher die Selbstmanagementfähigkeiten *Veränderungsmotivation (VM)*, *Coping (C)*, *Selbstbeobachtung (SB)*, *Selbstverbalisation (SV)*, *Selbstwirksamkeit (SW)*, *Hoffnung (H)* sowie die Ressource *Soziale Unterstützung (SU)* erfasst.

Die Coping-Skala soll einerseits das aktive Eingreifen im Sinn einer Situationsveränderung und damit einhergehendem aktivem Bewältigungsverhalten erfassen. Weiter, im Sinne der Anpassung, die Fähigkeit zur Akzeptanz von situativen Bedingungen, an welchen nichts zu ändern ist. Bei dem zweiten Aspekt geht es vor allem um die Wahrung innerer Ruhe bzw. die Minimierung innerer Aufregung bei zeitgleicher Akzeptanz des Gegebenen. (Jack, 2007)

Die Items der Skala Selbstbeobachtung handeln vom Erkennen kritischer Situationen, welche zu negativen Konsequenzen führen. Eine Person, die hohe Werte bei dieser Skala erreicht, besitzt folglich die Fähigkeit eigene Gefühle und Impulse sowie deren begleitetes Verhalten zu beobachten und die eigenen Handlungen und Reaktionen effizient und zielorientiert zu beeinflussen. (Jack, 2007)

Die Skala zur Erhebung der Selbstverbalisation soll die Selbstinstruktionsfähigkeit einer Person messen. Unter dieser wird das Beherrschen einer kognitiven Umstrukturierung verstanden, bei welcher an das Selbst gezielte Anweisungen erteilt werden, um das eigene Verhalten und die Empfindungen zu steuern. Dies basiert auf der Annahme eines Zusammenhangs zwischen Handeln, Gedanken und Gefühlen. (Jack, 2007)

Bei der Skala der Selbstwirksamkeit soll erhoben werden, inwieweit sich die befragte Person in der Lage fühlt, vorgenommene Verhaltensweisen auszuüben. Menschen mit hoher Selbstwirksamkeitswahrnehmung antizipieren, laut Forschungen, eher Erfolge und zeigen höheres Durchhaltevermögen in ihrer Interessensverfolgung. (Jack, 2007)

Die Skala der Hoffnung beschreibt, wie kontrollierbar und hoffnungsvoll ein Individuum seine Zukunft wahrnimmt. Wie positiv es gegenüber sich selbst, seiner Umwelt, aktuellen Lebenserfahrungen sowie seiner Zukunft eingestellt ist. (Jack, 2007)

Bei der Skala der Sozialen Unterstützung soll erhoben werden, inwieweit eine Person ihre sozialen Beziehungen als unterstützend, hilfreich und fördernd empfindet. Die Skala umfasst dabei die Bereiche der emotionalen und praktischen Unterstützung sowie der sozialen Integration. Bei einer guten emotionalen Unterstützung fühlt sich das Individuum anerkannt und geschätzt, kann positive wie auch negative Emotionen mit anderen Menschen teilen, hat vertraute Personen um sich und erhält Mitgefühl. Hohe praktische Unterstützung charakterisiert sich wiederum durch die Fähigkeit des Individuums, um Hilfe zu bitten und Unterstützung bei Problemen des Alltags anzunehmen, wodurch ihm verschiedene Aufgaben erleichtert werden. Bei guter sozialer Integration dürfte die Person über einen Freundeskreis verfügen, welcher ähnliche Ansichten und Interessen vertritt. (Jack, 2007)

Im gegebenen Zusammenhang dieser Untersuchung nützlich, wurden die Items der Skala Veränderungsmotivation entfernt. Dies ermöglichte, neben der Entfernung der für die Beantwortung der Fragestellung irrelevanten 12 Items, Raum für die 11 Items der Kurzform der RS, wodurch auch dem ökonomischen Sinn, im Zuge einer geringeren Beanspruchung der Befragten, Rechnung getragen wurde.

Nachdem diese Skala bei der Gesamtressourcenberechnung auch von der FERUS-Entwicklerin ausgegliedert wurde, da bei einer Faktorenanalyse die Skala eindeutig auf unterschiedliche Faktoren lud und „kaum Übereinstimmungen mit den anderen faktoriell weitgehend deckungsgleichen Selbstmanagementskalen“ aufweist, wird diese Vorgehensweise als vertretbar erachtet (Jack, 2007, S. 23).

Hinsichtlich der Kurzform der Resilienzskala ist zu sagen, dass deren interne Konsistenz mit einem Cronbach's Alpha von ,91 als gut einzustufen ist. Trotz der viel geringeren Itemanzahl fällt der Wert nicht viel niedriger aus, als bei der Gesamtskala mit 25 Items. Durch die hohe Korrelation der RS-Kurzskala mit der RS-Gesamtskala ($r = ,95$) und aufgrund der Tatsache, dass, wie der Beschreibung von Rüesch et al. (2004) zu entnehmen ist, bei einer

Faktorenanalyse alle 11 Items auf einen Faktor laden, wurde diese als valide Kurzfassung zur Erfassung eines Generalfaktors der Resilienz angenommen und aus ökonomischen Gründen der Gesamtskala vorgezogen. Laut Rüesch et al. (2004) ist die RS-Kurzskala nämlich ebenso zuverlässig in der Lage, psychische Widerstandsfähigkeit als Personenmerkmal zu erfassen. Neben den Ausprägungen von Selbstmanagementfähigkeiten, Ressourcen sowie dem Personenmerkmal der Resilienz werden auch demografische Variablen erhoben, um etwaige Unterschiede der Ausprägungsgrade hinsichtlich des Alters, des Geschlechts, der familiären Situation sowie der Dauer der Berufsausübung und der höchsten abgeschlossenen Ausbildung erkennen zu können. Bei den Items handelt es sich um geschlossene Fragen mit Einfachnennung. Lediglich die Frage nach der höchsten abgeschlossenen Ausbildung verfügt über ein offenes Antwortformat.

Das Alter wird in Gruppen erhoben, um überprüfen zu können, ob dieses einen Einfluss auf die Bewältigungsfähigkeit von belastenden Ereignissen hat.

Weiter wurde angenommen, dass das Geschlecht einen Einfluss hinsichtlich des Umgangs mit psychischen und emotionalen Belastungen haben könnte, weshalb auch dessen Erhebung durch den Fragebogen abgedeckt wird.

Die Erhebung des Familienstandes wurde in den Fragebogen aufgenommen, um herauszufiltern, ob dieser vielleicht als Abgrenzungshilfe im Sinne des sozialen Rückhalts dient.

Auch die Abfrage der Elternschaft wurde mitbedacht, da das Vorhandensein eigener Kinder unter Umständen eine persönliche Erfahrung darstellen könnte, welche den Berufsalltag in diesem Arbeitsfeld beeinflusst.

Genauere Informationen über den Ausbildungsstand wären insofern interessant, als dass höher Ausgebildete womöglich besser mit den Belastungen umgehen könnten. Auch dieser Punkt wurde daher in den Fragebogen integriert.

Ein weiterer Aspekt, welchen es zu berücksichtigen galt, um den Befragten die Sinnhaftigkeit der Erhebung näher zu bringen, war die Formulierung eines möglichst ansprechenden Anschreibens. Dieses sollte neben dem Namen der Institution wie der Forscherin und dem Thema der Befragung, vor allem den Zusammenhang von Thema, Verwertungsziel sowie Interesse der Befragten repräsentieren. (Kirchhoff et al., 2008)

Auch die bereits erwähnte Wahrung der Anonymität sowie die Begründung der Auswahl des Empfängers/der Empfängerin sollten darin zum Ausdruck gebracht werden. (Kirchhoff et al., 2008)

Innerhalb der letzten Seite werden, wie von Rolf Porst (2008) empfohlen, noch die Möglichkeit für Anmerkungen hinsichtlich Ergänzungen des Fragebogens eingeräumt sowie ein Abschluss mit einem an die BefragungsteilnehmerInnen gerichteten Dankeschön formuliert.

Um dem etwaigen Interesse an den Studienresultaten Rechnung zu tragen, wird abschließend auch die freiwillige Bekanntgabe der E-Mail-Adresse zur Ergebnisübermittlung angeführt.

Nach der Aufbereitung sowie Vervielfältigung der Fragebögen wurden diese samt Anschreiben in neutrale, idente an die Forscherin adressierte Rückumschläge gesteckt und zur Weiterreichung an die Organisationen, bei denen die ProbandInnen beschäftigt sind, vorbereitet.

Zur konkreten Gewinnung der Daten wurden diverse sozialpädagogische Wohngemeinschaften im Raum Kärnten kontaktiert. Eine erste Kontaktaufnahme, bei welcher die Erlaubnis der Befragungsdurchführung sowie ein Termin zur Aushändigung der Fragebögen vereinbart wurde, fand per E-Mail statt.

Teilweise geschah die Verteilung der Bögen an die Befragten persönlich im Zuge von Teambesprechungen, bei welchen diese am Anfang durch die Verfasserin verteilt werden konnten. In vielen Fällen wurden diese jedoch auch durch die jeweiligen TeamleiterInnen der Wohngemeinschaften an das sozialpädagogische Personal ausgehändigt, da die LeiterInnen aufgrund des Zeitverlustes innerhalb der Teambesprechungen dieser erstgenannten Möglichkeit der Verteilung nicht zustimmen. Einerseits erwies sich das zweite Prozedere als ökonomischer, andererseits konnte dadurch das Setting des Ausfüllens nicht überprüft sowie die persönlichen Beweggründe der Verfasserin zur Sinnhaftigkeit der Befragung nicht an die AdressantInnen übermittelt werden, welche die Motivation der Befragten steigern sollte. Auch die Rücklaufquote und -zeit wurde dadurch tendenziell negativ beeinflusst.

Dennoch konnte ein Rücklauf von mehr als hundert Bögen erzielt werden, welche zur weiteren Datenaufbereitung, -auswertung und -interpretation herangezogen werden. Eben diese nächsten Schritte soll in den folgenden Unterpunkten dargestellt werden.

2.2 Aufbereitung der Daten

Nach einer Rücklaufphase von mehreren Wochen konnte von einem angedachten Erinnerungsschreiben an die TeamleiterInnen abgesehen werden, da 116 Fragebögen zur Auswertung eingeholt werden konnten.

Um eine angemessene Durchführungsobjektivität zu gewährleisten, bekam jede/r TeilnehmerIn eine idente, schriftliche Instruktion, welche die erste Seite des Fragebogens darstellt. Diese wurde bei jedem retournierten Exemplar fortlaufend nummeriert, um ein Nachkontrollieren innerhalb der Originalfragebögen bei möglichen Auffälligkeiten oder Irritationen hinsichtlich des Datensatzes zu ermöglichen. (Raab-Steiner & Benesch, 2008)

Vor Beginn der Auswertung mussten die Bögen außerdem codiert werden. Weiter wurde eine Datenmaske erstellt und die Daten eingegeben. (Kirchhoff et al., 2008)

IV. Auswertung und Interpretation der Forschungsergebnisse

Nachfolgend soll die Auswertung der Daten beschrieben werden, aus deren Interpretation die Forschungsergebnisse abgeleitet werden.

1. Datenauswertung

Die Datenauswertung erfolgte anhand der Statistik- und Analyse- Software „IBM SPSS Statistics“ der Softwarefirma IBM. Durch diese wurden in erster Linie lineare Regressionsberechnungen durchgeführt, um die in den Hypothesen formulierten Zusammenhänge zu überprüfen. Zur weiteren deskriptiven Analyse wurden Korrelationskoeffizienten sowie Mittelwertsberechnungen durchgeführt, Kreuztabellen erstellt etc.

2. Ergebnisinterpretation

Nachfolgend soll die Interpretation der aus den Berechnungen hervorgehenden Ergebnisse angeführt werden. Es sei vorangestellt, dass die formulierten Aussagen in keiner Weise als Kausalanalysen ausgelegt werden sollen, sondern lediglich als Deutungen der statistischen Auswertungsergebnisse zu verstehen sind.

Ergebnisse der 1. Hypothesenprüfung:

Hypothese 1: Es bestehen unterschiedlich starke Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und der Resilienz.

Zur Hypothesenprüfung wurde eine multiple lineare Regressionsanalyse durchgeführt, deren Ergebnisse nachfolgend dargestellt werden sollen.

Modellzusammenfassung – Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,682 ^a	,465	,440	7,74855

a. Einflußvariablen : (Konstante), Hoffnung, Selbstverbalisation, Selbstwirksamkeit, Selbstbeobachtung, Coping

Tabelle 8: Multiple lineare Regressionsanalyse zwischen der abhängigen Variable „Resilienz“ und den unabhängigen Variablen „Hoffnung“, „Selbstverbalisation“, „Selbstwirksamkeit“, „Selbstbeobachtung“ und „Coping“

Aus der Modellzusammenfassung geht hervor, dass sich durch das korrigierte Bestimmtheitsmaß (Korrigiertes R-Quadrat) ein starker Zusammenhang ($r^2 = ,44$) ableiten lässt. 44 % der Varianz des Resilienzkonstrukts können demnach durch die Varianz der 5 Regressoren (Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeiten) erklärt werden.

Weiter wurde eine schrittweise multiple lineare Regression berechnet, bei welcher die Einpflegung der einzelnen, unabhängigen Einflussvariablen (Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeiten) vorgenommen wurde. Dies wurde durchgeführt, um zu erkennen, welche Variablen wie stark zur Varianzerklärung beitragen.

Modellzusammenfassung – Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,653 ^a	,427	,421	7,87348
2	,670 ^b	,449	,439	7,75400

a. Einflußvariablen : (Konstante), Selbstwirksamkeit

b. Einflußvariablen : (Konstante), Selbstwirksamkeit, Hoffnung

Tabelle 9: Schrittweise multiple lineare Regressionsanalyse

Der SPSS-Output ergab zwei Modelle. Innerhalb des ersten Modells wurde die Selbstwirksamkeit mit einem korrigierten $R^2 = ,42$ als einflussreichste unabhängige Variable definiert. 42 % der Gesamtvarianz lassen sich damit durch die Varianz dieser Variable erklären.

Aus der Erstellung des zweiten Modells wird ersichtlich, dass eine zweite Variable Einfluss zur Erklärung der Gesamtvarianz der Resilienz hat. Diese ist die Skala der Hoffnung. Beide Variablen zusammen erklären 44 % der Gesamtvarianz. Dies lässt sich durch den korrigierten R²-Wert ,44 erkennen. Durch das Hinzufügen der zweiten Variable erhöht sich die Modellgüte und damit die erklärte Varianz um 2 %. Alle weiteren Teilkonstrukte tragen nicht zur Erklärung der Varianz bei. (siehe *Tab. 12*)

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	5027,988	1	5027,988	81,107	,000 ^b
	Nicht standardisierte Residuen	6757,102	109	61,992		
	Gesamt	11785,091	110			
2	Regression	5291,648	2	2645,824	44,006	,000 ^c
	Nicht standardisierte Residuen	6493,442	108	60,124		
	Gesamt	11785,091	110			

a. Abhängige Variable: Resilienz

b. Einflußvariablen : (Konstante), Selbstwirksamkeit

c. Einflußvariablen : (Konstante), Selbstwirksamkeit, Hoffnung

Tabelle 10: Schrittweise multiple lineare Regressionsanalyse

Der F-Test für beide Modelle der schrittweisen multiplen linearen Regressionsanalyse zeigt, dass beide empirischen F-Werte hoch ausfallen. Die globale Regressionsfunktion beider Modelle kann damit als signifikant erachtet werden. Damit lässt sich statistisch bestätigen, dass mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von nicht mehr als 5 % ein Zusammenhang zwischen der Resilienz und den Selbstmanagementfähigkeiten „Selbstwirksamkeit“ und „Hoffnung“ besteht.

Koeffizienten^a

Modell	Nicht standardisierte Koeffizienten		Standardisierte Koeffizienten	T	Sig.
	Regressions= koeffizient B	Standardfehler	Beta		
1	(Konstante)	34,534	5,521	6,255	,000
	Selbstwirksamkeit	,650	,072	,653	,000
2	(Konstante)	25,626	6,904	3,712	,000
	Selbstwirksamkeit	,566	,082	,568	,000
	Hoffnung	,182	,087	,172	,039

a. Abhängige Variable: Resilienz

Tabelle 11: Schrittweise multiple lineare Regressionsanalyse

Aus dem zweiten Modell lässt sich anhand des Beta-Werts = ,57 für die Einflussvariable „Selbstwirksamkeit“ schließen, dass diese den stärksten Einfluss und damit den größten Zusammenhang mit dem Resilienzkonstrukt aufweist. Die Skala der „Hoffnung“ weist im Vergleich lediglich einen Beta-Wert von ,17 auf.

Durch die t-Testung lässt sich erkennen, dass die einzelnen Koeffizienten der Regressionsfunktion beider Modelle signifikant sind.

Für beide berechneten Modelle liegt das Signifikanzniveau damit unter 0,05 bzw. bei 5 %, wodurch der Einfluss der angeführten Modelle als signifikant angenommen werden kann.

Im Anschluss folgt weiter der SPSS-Output der ausgeschlossenen Variablen. Diese fließen nicht in die oben beschriebenen Modelle ein, da sie keinen signifikanten Zusammenhang mit der abhängigen Variable „Resilienz“ aufweisen.

Ausgeschlossene Variablen^a

Modell	Beta In	T	Sig.	Partielle Korrelation	Kollinearitäts=	
					statistik	
					Toleranz	
1	Hoffnung	,172 ^b	2,094	,039	,198	,757
	Coping	,064 ^b	,610	,543	,059	,487
	Selbstbeobachtung	,155 ^b	1,806	,074	,171	,704
	Selbstverbalisation	,114 ^b	1,458	,148	,139	,852
2	Coping	-,038 ^c	-,334	,739	-,032	,392
	Selbstbeobachtung	,112 ^c	1,265	,208	,121	,644
	Selbstverbalisation	,073 ^c	,909	,365	,088	,782

a. Abhängige Variable: Resilienz

b. Einflußvariablen im Modell: (Konstante), Selbstwirksamkeit

c. Einflußvariablen im Modell: (Konstante), Selbstwirksamkeit, Hoffnung

Tabelle 12: Schrittweise multiple lineare Regressionsanalyse

Hinsichtlich der diversen Variablen lässt sich aus dem Modell 2 ableiten, dass lediglich jene der „Selbstwirksamkeit“ mit ,57 sowie die der „Hoffnung“ mit ,17 entsprechend hohe Beta-Werte aufweisen. (siehe *Tab. 11*)

Die ausgeschlossenen Variablen stellen weder signifikante Ergebnisse dar, noch weisen sie hohe Beta-Werte auf. Dadurch fließen sie auch nicht in die Modelle ein bzw. weisen keinen Zusammenhang mit der abhängigen Variable auf. (siehe *Tab. 12*)

Im Sinne einer zusammenfassenden Beantwortung der ersten Hypothesenprüfung ist also zu sagen, dass vorhersehbarerweise, zwischen der Skala der „Selbstwirksamkeit“ und dem Konstrukt der Resilienz ein signifikant positiver Korrelationswert besteht. Dies ergibt sich daraus, dass die beiden Konstrukte, wie von Schumacher et al. (2004) beschrieben, erhebliche Ähnlichkeiten und Überschneidungen aufweisen und es sich bei beiden Merkmalen um personale Ressourcen bzw. Protektivfaktoren handelt.

Im Sinne der Forschungsfrage interessante Ergebnisse lieferten die Korrelationsberechnungen zwischen dem Resilienzkonstrukt und den Skalen „Hoffnung“, „Selbstverbalisation“, „Selbstbeobachtung“ und „Coping“.

Neben einem leicht ausgeprägten jedoch signifikanten Zusammenhang zwischen der Varianz des Resilienzkonstrukts und jener der „Hoffnungs-Skala“ (Beta-Wert = ,17), weisen die weiteren Berechnungen keine Signifikanz auf. Daraus lässt sich schließen, dass keine Korrelationen zwischen den Teilkonstrukten „Selbstbeobachtung“, „Selbstverbalisation“, „Coping“ und der Resilienz besteht.

Ergebnisse der 2. Hypothesenprüfung:

Hypothese 2: Das männliche Betreuungspersonal weist stärkere Ausprägungen des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz auf als weibliche Personen derselben Berufsgruppe.

Innerhalb der Hypothese 2 wird nun anhand einer linearen Regressionsanalyse untersucht, ob das Geschlecht (erklärende Variable) einen Einfluss auf die Ausprägung der Resilienz (erklärte Variable) hat.

Als eine Voraussetzung für lineare Regressionsberechnungen gilt das metrische Datenniveau. Wenngleich das Geschlecht eine nominalskalierte Variable darstellt, so lässt sich diese dennoch in eine lineare Regressionsanalyse integrieren, da das Geschlecht nur zwei Ausprägungen aufweist und damit in diesem Zusammenhang als metrisch betrachtet werden kann.

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,083 ^a	,007	-,002	10,23984

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 13: Lineare Regressionsanalyse zwischen der abhängigen Variable „Resilienz“ und der unabhängigen Variable „Geschlecht“

Innerhalb des SPSS-Outputs für die vorliegende Regressionsanalyse lässt sich durch den Korrelationskoeffizienten R mit einem Wert von ,08 ablesen, dass keine Korrelation zwischen dem Koeffizient „Resilienz“ und dem Koeffizient „Geschlecht“ besteht. Durch das globale Bestimmtheitsmaß $R^2 = ,01$ ist außerdem zu erkennen, dass lediglich 1 % der Varianz erklärt werden kann.

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	83,155	1	83,155	,793	,375 ^b
	Nicht standardisierte Residuen	11848,533	113	104,854		
	Gesamt	11931,688	114			

a. Abhängige Variable: Resilienz

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 14: Lineare Regressionsanalyse

Auch innerhalb des SPSS-Outputs der ANOVA („analysis of variance“) ist zu erkennen, dass innerhalb der vorliegenden Erhebung das Ergebnis nicht signifikant ist.

Ergebnisse der 3. Hypothesenprüfung:

Hypothese 3: Die Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit weisen beim männlichen Betreuungspersonal höhere Werte auf als bei weiblichen Personen derselben Berufsgruppe.

Auch für die Überprüfung der Hypothese 3 wurde eine Analyse der linearen Regression vorgenommen, deren Ergebnisse im Folgenden dargestellt werden sollen.

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,058 ^a	,003	-,006	9,13435

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 16: Lineare Regressionsanalyse zwischen der abhängigen Variable „Gesamtselbstmanagementfähigkeit“ und der unabhängigen Variable „Geschlecht“

Anhand des Wertes ,058 des Korrelationskoeffizienten R lässt sich erkennen, dass innerhalb

der vorliegenden Stichprobe keine Korrelation zwischen der Variable des „Geschlechts“ und der „Gesamtselfmanagementfähigkeit“ abgeleitet werden kann.

ANOVA^a

Modell	Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1 Regression	31,020	1	31,020	,372	,543 ^b
Nicht standardisierte Residuen	9177,995	110	83,436		
Gesamt	9209,015	111			

a. Abhängige Variable: Selbstmanagementfähigkeiten

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 17: Lineare Regressionsanalyse

Auch aus der „analysis of variance“ kann schlussgefolgert werden, dass kein signifikantes Ergebnis vorliegt.

Im folgenden Abschnitt sollen die Regressionsberechnungen zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und dem Geschlecht angeführt werden.

Lineare Regressionsanalyse für das Teilkonstrukt „Coping:“

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,013 ^a	,000	-,009	10,17832

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 18: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Coping“

ANOVA^a

Modell	Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1 Regression	2,105	1	2,105	,020	,887 ^b
Nicht standardisierte Residuen	11810,185	114	103,598		
Gesamt	11812,290	115			

a. Abhängige Variable: Coping

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 19: Lineare Regressionsanalyse

Lineare Regressionsanalyse für das Teilkonstrukt „Selbstbeobachtung“:

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,166^a	,027	,019	12,29032

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 20: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Selbstbeobachtung“

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	476,996	1	476,996	3,158	,078^b
	Nicht standardisierte Residuen	16917,830	112	151,052		
	Gesamt	17394,826	113			

a. Abhängige Variable: Selbstbeobachtung

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 21: Lineare Regressionsanalyse

Lineare Regressionsanalyse für des Teilkonstrukt „Selbstwirksamkeit“:

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,094^a	,009	,000	10,45346

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 22: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Selbstwirksamkeit“

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	110,785	1	110,785	1,014	,316^b
	Nicht standardisierte Residuen	12457,329	114	109,275		
	Gesamt	12568,114	115			

a. Abhängige Variable: Selbstwirksamkeit

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 23: Lineare Regressionsanalyse

Lineare Regressionsanalyse für das Teilkonstrukt „Selbstverbalisation“:

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,097^a	,009	,001	14,35213

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 24: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Selbstverbalisation“

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	220,060	1	220,060	1,068	,304^b
	Nicht standardisierte Residuen	23070,175	112	205,984		
	Gesamt	23290,235	113			

a. Abhängige Variable: Selbstverbalisation

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 25: Lineare Regressionsanalyse

Lineare Regressionsanalyse für das Teilkonstrukt „Hoffnung“:

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,045^a	,002	-,007	9,78730

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 26: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Hoffnung“

ANOVA^a

Modell		Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1	Regression	21,782	1	21,782	,227	,634^b
	Nicht standardisierte Residuen	10824,414	113	95,791		
	Gesamt	10846,196	114			

a. Abhängige Variable: Hoffnung

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 27: Lineare Regressionsanalyse

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei keiner Teilkonstrukt-Skala ein Zusammenhang mit dem Geschlecht zu erkennen ist. Für die untersuchte Stichprobe kann daraus geschlossen werden, dass die Geschlechtsvariable keine Auswirkungen auf die Ausprägung von diversen Selbstmanagementfähigkeiten hat.

Erkennbar ist dies durch die jeweils geringen Werte der Korrelationskoeffizienten.

Ebenso in der Spalte der Signifikanz der ANOVA-Tabellen liegen alle Werte deutlich über 0,05, was bedeutet, dass keine signifikanten Ergebnisse vorliegen.

Ergebnisse der 4. Hypothesenprüfung:

Hypothese 4: Die Ressource der Sozialen Unterstützung wird vom weiblichen Betreuungspersonal mehr genutzt als von männlichen Personen derselben Berufsgruppe.

Auch zur Überprüfung der letzten Hypothese dient eine lineare Regressionsanalyse, deren Ergebnisse nun skizziert werden sollen.

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,112 ^a	,013	,004	11,29778

a. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 28: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Geschlecht“ und der abhängigen Variable „Soziale Unterstützung“

Durch den Wert des Korrelationskoeffizienten $R = ,11$ lässt sich der Schluss ziehen, dass innerhalb der vorliegenden Stichprobe keine Zusammenhänge zwischen den untersuchten Variablen des „Geschlechts“ und der „Sozialen Unterstützung“ bestehen.

ANOVA^a

Modell	Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1 Regression	181,214	1	181,214	1,420	,236 ^b
Nicht standardisierte Residuen	14168,012	111	127,640		
Gesamt	14349,226	112			

a. Abhängige Variable: Soziale Unterstützung

b. Einflußvariablen : (Konstante), Geschlecht

Tabelle 29: Lineare Regressionsanalyse

Auch der SPSS-Output der ANOVA bestätigt bezüglich eines möglichen Zusammenhangs zwischen der Ressource „Soziale Unterstützung“ und der Variable „Geschlecht“, dass keine signifikanten Ergebnisse festgestellt werden können. Demnach besteht kein Zusammenhang zwischen den beiden Variablen.

2.1 Zusammenfassung der Ergebnisse zu den jeweiligen Hypothesen

Hypothese 1: Es bestehen unterschiedlich starke Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit und der Resilienz.

Zusammenfassend lässt sich aus den Berechnungsergebnissen hinsichtlich Hypothese 1 abbilden, dass sich für diese spezifische Stichprobe zum jeweiligen Messzeitpunkt keine Zusammenhänge zwischen den Selbstmanagementfähigkeiten-Teilkonstrukten „Selbstverbalisation“, „Selbstbeobachtung“, „Coping“ und dem Persönlichkeitsmerkmal der „Resilienz“ ableiten lassen. Die Analysen ergaben jedoch einen statistisch signifikanten Zusammenhang zwischen „Selbstwirksamkeit“ sowie „Hoffnung“ und dem Resilienz-Konstrukt.

Hypothese 2: Das männliche Betreuungspersonal weist stärkere Ausprägungen des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz auf als weibliche Personen derselben Berufsgruppe.

Hinsichtlich der Überprüfung von Hypothese 2 ist zu sagen, dass diese nicht beibehalten werden konnte. Laut den Auswertungen liegt für die vorliegende Stichprobe kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Variable des Geschlechts und dem Konstrukt der Resilienz vor.

Hypothese 3: Die Teilkonstrukte der Selbstmanagementfähigkeit weisen beim männlichen Betreuungspersonal höhere Werte auf als bei weiblichen Personen derselben Berufsgruppe.

Auch die Überprüfung der Hypothese 3 lieferte keine signifikanten Ergebnisse. Daraus kann gefolgert werden, dass für die vorliegende Stichprobe keine Korrelationen zwischen dem Geschlecht und den diversen Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit bestehen.

Hypothese 4: Die Ressource der Sozialen Unterstützung wird vom weiblichen Betreuungspersonal mehr genützt als von männlichen Personen derselben Berufsgruppe.

Auch für die vierte Hypothese konnte kein signifikantes Ergebnis gefunden werden. Dies meint, dass innerhalb der befragten Population kein Zusammenhang zwischen dem „Geschlecht“ und der Ressourcenausprägung der „Sozialen Unterstützung“ zu erkennen ist.

2.2 Weitere zu erwähnende Forschungsergebnisse

Als weitere erwähnenswerte Forschungsergebnisse sollen deskriptive Auswertungen folgen. Am Anfang stehen dabei die **Mittelwertberechnungen** für die **Gesamtresilienz** sowie die **Gesamtselbstmanagementfähigkeit** der untersuchten Stichprobe.

Mittelwerte der Gesamtresilienz & Gesamtselbstmanagementfähigkeit

		Resilienz	SMF
N	Gültig	115	112
	Fehlend	1	4
Mittelwert		66,3304	175,6250
Standardabweichung		6,75216	15,67642

Tabelle 30: Mittelwertanalyse des Gesamtresilienz werts sowie der Gesamtselbstmanagementfähigkeit dieser Berufsgruppe

Hinsichtlich des Vergleichs mit dem Mittelwert der Untersuchungsstichprobe (N = 2031) des Manuals der RS-11 Kurzskala lässt sich erkennen, dass die untersuchte Stichprobe (N = 116) mit einem Mittelwert von 66,33 Punkten über dem Mittelwert = 58,03 der Normierungsstichprobe liegt. Weiter entspricht die Punkteanzahl einem Prozentrang von 80. Damit weist die vorliegende Stichprobe des Fachpersonals eine deutlich erhöhte Ausprägung des Persönlichkeitsmerkmals der Resilienz auf. 80 % der Normstichprobe des Manuals verfügen über niedrigere oder maximal gleich hohe Ausprägungswerte für dieses Persönlichkeitsmerkmal.

Bezüglich des Vergleichs des Mittelwerts der gesunden Normstichprobe (N = 86) des Manuals des FERUS lässt sich ableiten, dass die vorliegende Stichprobe mit einem Punkte-

Mittelwert von 175,63, dem Manual zu entnehmen, einem Prozentrang von 76 entspricht. Dies bedeutet, dass 76 % der Normierungsstichprobe ein niedrigeres oder maximal ebenso hohes Testergebnis erzielen. Die untersuchte Gruppe des sozialpädagogischen Betreuungspersonals verfügt demnach auch über ein ausgesprochen hohes Maß an Gesamtselbstmanagementfähigkeit.

Nachfolgend soll außerdem die **Mittelwertanalyse** der **Gesamtwerte der Teilkonstrukte** dargestellt werden.

Mittelwerte für die Gesamtwerte der Teilkonstrukte

		C	SB	SW	SV	H
N	Gültig	116	114	116	114	115
	Fehlend	0	2	0	2	1
Mittelwert		45,6724	27,8596	36,3103	22,1140	43,6087
Standardabweichung		4,86474	3,47399	3,76347	3,44555	3,90163

Tabelle 31: Mittelwerte der Gesamtwerte der Teilkonstrukte

Für das Teilkonstrukt des *Copings* wurde für die vorliegende Stichprobe ein Mittelwert von 45,67 Punkten errechnet. Dies entspricht laut dem FERUS-Manual einem Prozentrang von 69. Daraus lässt sich schließen, dass, im Vergleich zur vorliegenden Stichprobe, 69 % der Normierungsstichprobe niedrigere oder maximal gleich hohe Werte für diese Skala erreichen. Damit liegt das sozialpädagogische Betreuungspersonal hinsichtlich der Ausprägung des Coping-Verhaltens, gemessen an der Normierungsstichprobe von Jack (2007) in einem sehr guten Bereich hinsichtlich der Ausprägung dieser Selbstmanagementfähigkeit.

Mit durchschnittlich 27,86 Punkten bei der Skala der *Selbstbeobachtung*, liegt die untersuchte Stichprobe, verglichen an der Normierungsstichprobe mit einem Prozentrang von 76, auch in einem sehr guten bis überdurchschnittlichen Bereich. 76 % der Normierungsstichprobe weisen demnach niedrigere bzw. gleich hohe Ergebnisse bei dieser Skala auf. Diese ist damit als zweitstärkste Selbstmanagementfähigkeit in dieser Stichprobe zu charakterisieren.

Die Skala der *Selbstwirksamkeit* erreicht mit einem Mittelwert von 36,31 Punkten den Prozentrang 67. Dies bedeutet, dass, im Vergleich zum arithmetischen Mittel der untersuchten Stichprobe, 67 % der Normstichprobe niedrigere oder maximal gleiche Werte für die Ausprägung der Selbstwirksamkeit aufweisen. Die Stichprobe des Betreuungspersonals weist damit auch erhöhte Werte hinsichtlich der Selbstwirksamkeitserwartung auf.

Bei der *Selbstverbalisation* ist anzumerken, dass das Personal mit einem Punkte-Mittelwert von 22,11 einem Prozentrang von 59 entspricht und damit, gemessen an der Normstichprobe, im gut durchschnittlichen Bereich anzusiedeln ist. Diese Selbstmanagementfähigkeit gilt damit als am niedrigsten ausgeprägt, wenngleich die Werte keinesfalls als kritisch gedeutet werden sollten sondern durchaus dem Normbereich entsprechen.

Hinsichtlich des Teilkonstrukts der *Hoffnung* ist zu sagen, dass dieses mit einem Mittelwert von 43,60 Punkten dem Prozentrang 77 entspricht. Da dies impliziert, dass 77 % der Normstichprobe niedrigere bzw. maximal gleiche Werte für diese Skala erzielten, ist zu bemerken, dass diese Selbstmanagementfähigkeit innerhalb der vorliegenden Stichprobe am markantesten ausgeprägt ist.

Weitere zu erwähnende Forschungsergebnisse ergeben sich aus der **Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnungen** zwischen „**Resilienz**“ und diversen **demografischen Variablen**.

Korrelationen zwischen Resilienz und diversen demografischen Variablen

			Alter	G	Anzahl der Kinder	Dauer der Berufs=ausübung	Alter des Klientels	R
Spearman-Rho	Alter	Korrelationskoeffizient	1,000	-,033	,638**	,649**	,175	,147
		Sig. (2-seitig)	.	,727	,000	,000	,129	,116
		N	116	116	114	110	77	115
	Geschlecht	Korrelationskoeffizient	-,033	1,000	-,103	-,048	-,155	,065
		Sig. (2-seitig)	,727	.	,275	,618	,177	,490
		N	116	116	114	110	77	115
	Anzahl der Kinder	Korrelationskoeffizient	,638**	-,103	1,000	,344**	,098	,121
		Sig. (2-seitig)	,000	,275	.	,000	,394	,202
		N	114	114	114	108	77	113
	Dauer der Berufsausübung	Korrelationskoeffizient	,649**	-,048	,344**	1,000	,040	,109
		Sig. (2-seitig)	,000	,618	,000	.	,738	,258
		N	110	110	108	110	74	109
	Alter des Klientels	Korrelationskoeffizient	,175	-,155	,098	,040	1,000	,067
		Sig. (2-seitig)	,129	,177	,394	,738	.	,568
		N	77	77	77	74	77	76
	Resilienz	Korrelationskoeffizient	,147	,065	,121	,109	,067	1,000
		Sig. (2-seitig)	,116	,490	,202	,258	,568	.
		N	115	115	113	109	76	115

** . Die Korrelation ist auf dem 0,01 Niveau signifikant (zweiseitig).

* . Die Korrelation ist auf dem 0,05 Niveau signifikant (zweiseitig).

Tabelle 32: Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung zwischen Resilienz und diversen demografischen Variablen

Aus der Berechnung geht hervor, dass diverse Korrelationen bestehen. Diese erscheinen jedoch naheliegend, da zum Beispiel zwischen „Alter“ und „Anzahl der Kinder“ oder „Alter“ und „Dauer der Berufsausübung“ bereits im Vorfeld bestehende Zusammenhänge vorausgesetzt wurden. Hinsichtlich der demografischen Variablen und der „Resilienz“ lassen sich jedoch keine Korrelationen feststellen.

Interessante Ergebnisse ergeben sich dabei eher aus Korrelationsberechnungen zwischen den Gesamtselbstmanagementfähigkeiten (SMF) bzw. gewisser Teilkonstrukte und diversen demografischen Variablen. Auch für die „Gesamtselbstmanagementfähigkeit“ und diverse **demografische Variablen** wurde also eine Berechnung der **Rangkorrelationskoeffizienten nach Spearman** durchgeführt.

Korrelationen zwischen Gesamtselbstmanagementfähigkeit und diversen demografischen Variablen

		Alter	Geschlecht	Anzahl der Kinder	Dauer der Berufsausübung	Alter des Klientels	SMF
Spearman-Rho	Korrelationskoeffizient	1,000	-,033	,638**	,649**	,175	,189*
	Alter	.	,727	,000	,000	,129	,046
	N	116	116	114	110	77	112
Geschlecht	Korrelationskoeffizient	-,033	1,000	-,103	-,048	-,155	,058
	Sig. (2-seitig)	,727	.	,275	,618	,177	,545
	N	116	116	114	110	77	112
Anzahl der Kinder	Korrelationskoeffizient	,638**	-,103	1,000	,344**	,098	,205*
	Sig. (2-seitig)	,000	,275	.	,000	,394	,032
	N	114	114	114	108	77	110
Dauer der Berufsausübung	Korrelationskoeffizient	,649**	-,048	,344**	1,000	,040	,038
	Sig. (2-seitig)	,000	,618	,000	.	,738	,700
	N	110	110	108	110	74	106
Alter des Klientels	Korrelationskoeffizient	,175	-,155	,098	,040	1,000	,085
	Sig. (2-seitig)	,129	,177	,394	,738	.	,467
	N	77	77	77	74	77	76
SMF	Korrelationskoeffizient	,189*	,058	,205*	,038	,085	1,000
	Sig. (2-seitig)	,046	,545	,032	,700	,467	.
	N	112	112	110	106	76	112

** . Die Korrelation ist auf dem 0,01 Niveau signifikant (zweiseitig).

* . Die Korrelation ist auf dem 0,05 Niveau signifikant (zweiseitig).

Tabelle 33: Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung

Laut den Berechnungen bestehen innerhalb der untersuchten Stichprobe Korrelationen zwischen dem „Alter“ und der „Selbstmanagementfähigkeit“ sowie zwischen der „Anzahl der Kinder“ und den Gesamtselbstmanagementfähigkeiten.

Weitere Ergebnisse werden aus der **Berechnung des Rangkorrelationskoeffizienten nach Spearman** für die **diversen Teilkonstrukte** und **demografischen Variablen** abgeleitet.

Korrelationen zwischen Teilkonstrukten und diversen demografischen Variablen

			Alter	G.	Anz. K.	Dauer der B.	Alter K.	C	SB	SW	SV	H
Spearman-Rho	Alter	Korrelationskoeffizient	1,000	-,033	,638**	,649**	,175	,261**	,080	,123	,326**	-,066
		Sig. (2-seitig)	.	,727	,000	,000	,129	,005	,400	,188	,000	,481
		N	116	116	114	110	77	116	114	116	114	115
Geschlecht	Geschlecht	Korrelationskoeffizient	-,033	1,000	-,103	-,048	-,155	,005	,171	-,093	,102	-,035
		Sig. (2-seitig)	,727	.	,275	,618	,177	,961	,068	,323	,280	,713
		N	116	116	114	110	77	116	114	116	114	115
Anzahl der Kinder	Anzahl der Kinder	Korrelationskoeffizient	,638**	-,103	1,000	,344**	,098	,225*	,138	,077	,304**	,070
		Sig. (2-seitig)	,000	,275	.	,000	,394	,016	,148	,416	,001	,461
		N	114	114	114	108	77	114	112	114	112	113
Dauer der Berufsausübung	Dauer der Berufsausübung	Korrelationskoeffizient	,649**	-,048	,344**	1,000	,040	,047	-,035	,076	,181	-,186
		Sig. (2-seitig)	,000	,618	,000	.	,738	,623	,720	,428	,061	,052
		N	110	110	108	110	74	110	108	110	108	109
Alter des Klientels	Alter des Klientels	Korrelationskoeffizient	,175	-,155	,098	,040	1,000	,150	,040	,199	-,046	,068
		Sig. (2-seitig)	,129	,177	,394	,738	.	,194	,729	,082	,691	,559
		N	77	77	77	74	77	77	76	77	77	77
C	C	Korrelationskoeffizient	,261**	,005	,225*	,047	,150	1,000	,663**	,703**	,621**	,624**
		Sig. (2-seitig)	,005	,961	,016	,623	,194	.	,000	,000	,000	,000
		N	116	116	114	110	77	116	114	116	114	115
SB	SB	Korrelationskoeffizient	,080	,171	,138	-,035	,040	,663**	1,000	,521**	,538**	,466**
		Sig. (2-seitig)	,400	,068	,148	,720	,729	,000	.	,000	,000	,000
		N	114	114	112	108	76	114	114	114	112	114
SW	SW	Korrelationskoeffizient	,123	-,093	,077	,076	,199	,703**	,521**	1,000	,409**	,510**
		Sig. (2-seitig)	,188	,323	,416	,428	,082	,000	,000	.	,000	,000
		N	116	116	114	110	77	116	114	116	114	115
SV	SV	Korrelationskoeffizient	,326**	,102	,304**	,181	-,046	,621**	,538**	,409**	1,000	,420**
		Sig. (2-seitig)	,000	,280	,001	,061	,691	,000	,000	,000	.	,000
		N	114	114	112	108	77	114	112	114	114	113
H	H	Korrelationskoeffizient	-,066	-,035	,070	-,186	,068	,624**	,466**	,510**	,420**	1,000
		Sig. (2-seitig)	,481	,713	,461	,052	,559	,000	,000	,000	,000	.
		N	115	115	113	109	77	115	114	115	113	115

** Die Korrelation ist auf dem 0,01 Niveau signifikant (zweiseitig).

* Die Korrelation ist auf dem 0,05 Niveau signifikant (zweiseitig).

Tabelle 34: Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung

Bei der oben angeführten Berechnung lassen sich Korrelationen zwischen dem „Alter“ und den Selbstmanagementfähigkeiten „Coping“ sowie „Selbstverbalisation“ feststellen.

Auch hinsichtlich der „Anzahl der Kinder“ bestehen laut Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung Zusammenhänge zu diesen Formen der Selbstmanagementfähigkeiten.

Auch für die Ressource „Soziale Unterstützung“ und diverse **demografische Variablen** wurde eine **Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung** durchgeführt. Aus dieser geht deutlich hervor, dass innerhalb der vorliegenden Stichprobe keine signifikanten Zusammenhänge zwischen den demografischen Variablen und Sozialer Unterstützung bestehen.

Korrelationen zwischen Sozialer Unterstützung und diversen demografischen Variablen

		Alter	G	Anzahl der Kinder	Dauer der Berufsausübung	Alter des Klientels	SU
Spearman-Rho	Korrelationskoeffizient	1,000	-,033	,638**	,649**	,175	-,049
	Alter		,727	,000	,000	,129	,608
	Sig. (2-seitig)	.					
	N	116	116	114	110	77	113
Geschlecht	Korrelationskoeffizient	-,033	1,000	-,103	-,048	-,155	,103
	Sig. (2-seitig)	,727	.	,275	,618	,177	,278
	N	116	116	114	110	77	113
Anzahl der Kinder	Korrelationskoeffizient	,638**	-,103	1,000	,344**	,098	,050
	Sig. (2-seitig)	,000	,275	.	,000	,394	,603
	N	114	114	114	108	77	111
Dauer der Berufsausübung	Korrelationskoeffizient	,649**	-,048	,344**	1,000	,040	-,102
	Sig. (2-seitig)	,000	,618	,000	.	,738	,294
	N	110	110	108	110	74	108
Alter des zu betreuenden Klientels	Korrelationskoeffizient	,175	-,155	,098	,040	1,000	-,019
	Sig. (2-seitig)	,129	,177	,394	,738	.	,869
	N	77	77	77	74	77	76
Soziale Unterstützung	Korrelationskoeffizient	-,049	,103	,050	-,102	-,019	1,000
	Sig. (2-seitig)	,608	,278	,603	,294	,869	.
	N	113	113	111	108	76	113

** . Die Korrelation ist auf dem 0,01 Niveau signifikant (zweiseitig).

* . Die Korrelation ist auf dem 0,05 Niveau signifikant (zweiseitig).

Tabelle 35: Spearman-Rangkorrelationskoeffizientenberechnung zwischen der Ressource „Soziale Unterstützung“ und diversen demografischen Variablen

Weiter wurde außerdem eine **lineare Regressionsanalyse** zwischen „Resilienz“ und „Sozialer Unterstützung“ durchgeführt.

Modellzusammenfassung – Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,312 ^a	,097	,089	9,45763

a. Einflußvariablen : (Konstante), Soziale Unterstützung

Tabelle 36: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Soziale Unterstützung“ und der abhängigen Variable „Resilienz“

Zwischen der abhängigen Variable der „Resilienz“ und der unabhängigen Variable der „Sozialen Unterstützung“ ist ein mittelstarker Zusammenhang zu erkennen. 9 % der Varianz des Resilienzkonstrukts können durch jene Varianz der Ressource der „Sozialen Unterstützungen“ erklärt werden.

ANOVA^a

Modell	Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1 Regression	1059,101	1	1059,101	11,841	,001 ^b
Nicht standardisierte Residuen	9839,147	110	89,447		
Gesamt	10898,248	111			

a. Abhängige Variable: Resilienz

b. Einflußvariablen : (Konstante), Soziale Unterstützung

Tabelle 37: Lineare Regressionsanalyse

Der ANOVA ist zu entnehmen, dass das Ergebnis als signifikant erachtet werden kann.

Auch zwischen den „Gesamtselbstmanagementfähigkeiten“ und „Sozialer Unterstützung“ wurde eine lineare Regression berechnet.

Modellzusammenfassung - Regressionsanalyse

Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers
1	,400 ^a	,160	,152	8,34649

a. Einflußvariablen : (Konstante), Soziale Unterstützung

Tabelle 39: Lineare Regressionsanalyse zwischen der unabhängigen Variable „Soziale Unterstützung“ und der abhängigen Variable „Selbstmanagementfähigkeiten“

ANOVA^a

Modell	Quadratsumme	df	Mittel der Quadrate	F	Sig.
1 Regression	1422,457	1	1422,457	20,419	,000^b
Nicht standardisierte Residuen	7454,030	107	69,664		
Gesamt	8876,487	108			

a. Abhängige Variable: Selbstmanagementfähigkeiten

b. Einflußvariablen : (Konstante), Soziale Unterstützung

Tabelle 40: Lineare Regressionsanalyse

Der Analyse ist zu entnehmen, dass 16 % der Varianz der Gesamtselbstmanagementfähigkeiten durch die Varianz der Sozialen Unterstützung erklärt werden können. Dieses Ergebnis gilt laut dem F-Test als statistisch signifikant.

V. Diskussion und Forschungsausblick

Innerhalb des abschließenden Fazits sollen nun zusammengefasst die Forschungsfragen beantwortet sowie deren wissenschaftliche Relevanz skizziert werden. Auch mögliche künftige Forschungsfelder sollen abgesteckt werden, indem zuvor die Unklarheiten und Schwachpunkte der vorliegenden Erhebung diskutiert werden.

1. Zusammenfassende Beantwortung der Forschungsfrage

Hinsichtlich einer Erhöhung der Ausdifferenzierung des Resilienzkonstrukts ist zu sagen, dass innerhalb dieser Erhebung, mit Ausnahme der Skala der Selbstwirksamkeit und der Skala der Hoffnung, keine Zusammenhänge zwischen den Teilkonstrukten der Selbstmanagementfähigkeit gefunden werden konnten. Innerhalb der vorliegenden Stichprobe lassen sich daher Zusammenhänge zwischen Selbstverbalisations-, Selbstbeobachtungs- und Copingfähigkeiten und der Ausprägung von Resilienz ausschließen.

Die hohen Werte bei der Resilienzskala innerhalb der Stichprobe im Vergleich zur Normstichprobe deuten darauf hin, dass in der Berufsgruppe des sozialpädagogischen Betreuungspersonals im Raum Kärnten die Resilienz allgemein hoch ist.

Auch stark ausgeprägte Gesamtselbstmanagementfähigkeiten bestehen innerhalb der genannten Stichprobe. Vor allem die Skalen der „Selbstbeobachtung“ und der „Hoffnung“

weisen im Vergleich zur Normstichprobe des Manuals hohe Werte auf und lassen erkennen, dass eben diese Ressourcen stark ausgeprägt vorhanden sind.

Die mäßigsten Ausprägungswerte erzielt die Skala „Selbstverbalisation“. Wenngleich auch hier die Werte, gemessen an der Normstichprobe, leicht überdurchschnittlich ausfallen, lässt sich daher vermuten, dass diese Mechanismen, im Verhältnis zu den weiteren Bewältigungsmechanismen innerhalb der Stichprobe, weniger zur Verarbeitung von belastenden Situationen angewandt werden. Von angedachten Entwürfen und Planungen für Schulungen zur Erhöhung einer eher unterentwickelten Fähigkeit kann im vorliegenden Fall jedoch abgesehen werden, da auch dieses Selbstmanagement-Teilkonstrukt als hinreichend ausgebildet angesehen werden kann.

Bezüglich eines möglichen Einflusses des Geschlechts auf Resilienz bzw. Selbstmanagementfähigkeiten sowie hinsichtlich der Nutzung von sozialer Unterstützung, lässt sich weder innerhalb der Gesamtwerte, noch in Hinblick auf einzelne Skalen eine Beeinflussung erkennen.

2. Zur Relevanz dieser wissenschaftlichen Arbeit

Einerseits wurde durch die vorliegende Erhebung versucht, das Konstrukt der Resilienz zu differenzieren und damit einen Beitrag innerhalb der gesundheitspsychologischen Stressforschung zu leisten.

Weiter wurde die spezifische Stichprobe des sozialpädagogischen Betreuungspersonals untersucht, welchem häufig Überforderung sowie eine starke Fluktuation unterstellt wird. Durch die Untersuchung wurde versucht, mögliche tatsächliche Defizite aufzudecken, jedoch auch Protektivfaktoren herauszufiltern, welche dem Personal zur erfolgreichen Bewältigung des Arbeitsalltags zur Verfügung stehen.

Anhand der vorliegenden Forschungsergebnisse hätten bezüglich möglicher Defizite Schulungen bzw. Fort- und Weiterbildungen entwickelt werden können, um etwaige defizitäre Bereiche zu fördern und den BetreuerInnen eine Unterstützung beim Aufbau bzw. der Weiterentwicklung ihrer Selbstfürsorgestrategien bieten zu können.

Laut den Studienergebnissen gelten die Selbstfürsorgestrategien der MitarbeiterInnen, im Vergleich zur Normstichprobe, allerdings als stark ausgeprägt. Dies führt zu der Mutmaßung, dass die persönlichen Ressourcen des sozialpädagogischen Betreuungspersonals ausreichend vorhanden sind. Dennoch wird diese Berufsgruppe häufig mit Tendenzen der Überforderung sowie hoher Fluktuation in Verbindung gebracht, was wiederum zu der Frage führt, welche sonstigen Bedingungen als ausschlaggebend angenommen werden könnten. Möglicherweise ließen sich Phänomene wie Burnout oder hohe Arbeitskräftefluktuation demnach doch eher aufgrund äußerer Faktoren bzw. organisatorischer Gegebenheiten erklären, wie beispielsweise durch einen zu geringen Personalschlüssel oder ähnlichem.

Fokussiert man sich dennoch auf die Verbesserung bzw. Erhöhung der personalen Fähigkeiten, so ist hier jedoch der von Rüesch, Bartlomé und Huber (2007) aufgegriffene Aspekt der Änderungssensitivität zu beachten, welcher bis dato nur bei wenigen Konstrukten der personalen Ressourcen klar identifiziert werden konnte. Die Autoren geben diesbezüglich zu bedenken, dass einige dieser Fähigkeiten teils als „relativ zeitüberdauernde, stabile Persönlichkeitsmerkmale bzw. -dispositionen“ beschrieben werden könnten (S. 41). Damit wären sie nur bedingt änderungssensitiv, was wiederum im Bereich möglicher Gesundheitsförderungsprogramme Berücksichtigung finden müsste.

Auf weitere mögliche Unklarheiten bzw. Schwachstellen der vorliegenden Forschung soll im nachfolgenden Unterpunkt eingegangen werden.

3. Methodenkritik

Neben dem bereits genannten Aspekt der Änderungssensitivität, welcher in der vorliegenden Erhebung keine Beachtung findet, wird auch auf die Tatsache möglicher Korrelationen aufgrund von Ähnlichkeiten zwischen den Konstrukten wenig eingegangen. Resilienz und Selbstwirksamkeit weisen beispielsweise eine hohe Korrelation auf, die genaue Abgrenzung der beiden Konstrukte ist dadurch nur schwer möglich. Eben diese Ausdifferenzierung könnte in weiterführenden Forschungen erfolgen.

Auch die Möglichkeit der großflächigeren Befragung, um eine umfassendere Datenmenge zu erreichen und die Aussagekraft der empirischen Untersuchung zu erhöhen, könnte durch künftige Untersuchungen umgesetzt werden. Als weiterer essenzieller Kritikpunkt ist nämlich

die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse zu nennen, welche anhand solch einer geringen Stichprobe kaum gegeben sein kann.

Insbesondere ein tatsächlicher Geschlechtervergleich ist aufgrund der geringen Anzahl der männlichen Befragungsteilnehmer nur anzudenken. Einerseits bilden die Daten dadurch zwar deutlich die tatsächlich hohe Frauenquote in diesem Berufsfeld ab. Andererseits wird durch eben diese unausgeglichene Geschlechterverteilung mit einem Männeranteil von lediglich 16,4 % die statistische Auswertung eines möglichen Unterschieds erheblich erschwert.

Neben der geringen Aussagekraft hinsichtlich der demografischen Variable des Geschlechts gilt die Verfehlung der Erhebung des Ausbildungsstands der Befragten als ein weiterer erheblicher Schwachpunkt. Bei der Frage des Bildungsstandes wurde nämlich ein offenes Antwortformat gewählt, um der vorausgesetzten Komplexität der Ausbildungsfelder Rechnung zu tragen. Die Antworten ließen dadurch allerdings keine entsprechende Operationalisierung zu und konnten nicht in die Datenmaske eingepflegt werden. Auch eine Kategorisierung im Nachhinein konnte aufgrund der vielschichtigen Antworten nicht vorgenommen werden, weshalb diese nicht ausgewertet werden konnten.

Die erfolgreiche Erhebung hätte unter Umständen Aufschluss darüber liefern können, ob Zusammenhänge zwischen den jeweiligen Berufsausbildungen und der Ausprägung von Selbstmanagementfähigkeiten bestehen.

Laut Weiß (2013) bestimmen Aus- und Weiterbildungen nämlich in entscheidendem Maß, ob das Personal selbstreflektiert und mit dem nötigen Wissen über kompensatorische Schutzfaktoren ausgestattet, die jeweiligen pädagogischen Möglichkeiten nutzen kann.

Auf eben den Aspekt der Aus- und Weiterbildung soll daher neben weiteren Ansätzen in dem anschließenden Kapitel der möglichen weiterführenden Forschungsthemen eingegangen werden.

4. Überlegungen für weiterführende Forschungen

Eine erste Idee für weiterführende Forschungen entstand durch die Feststellung einer Korrelation zwischen dem Konstrukt der Resilienz und jenem der Selbstwirksamkeit. Wenngleich deren Ähnlichkeit aufgrund der Deklaration von personalen Ressourcen Korrelationen erklären kann, so wäre doch eine Differenzierung der beiden Protektivfaktoren interessant.

Eine weitere Überlegung hinsichtlich weiterführender Forschungen betrifft die Änderungssensitivität diverser Konstrukte personaler Ressourcen. Erst wenn diese als gut erforscht gilt, wäre eine effektive Konstruktion von Gesundheitsförderungsprogrammen denkbar.

Aufgrund der Tatsache, dass innerhalb der vorliegenden Forschung Korrelationen zwischen dem Alter sowie der Anzahl der Kinder der Befragten und den Teilkonstrukten des Copings sowie der Selbstverbalisation festgestellt wurden und auch die Gesamtselbstmanagementfähigkeiten mit den beiden demografischen Ausprägungen korrelieren, wäre es weiterführend interessant, deren genauere Zusammenhänge zu begründen.

Um außerdem eine differenziertere Aussage über einen möglichen Geschlechtervergleich treffen zu können, wären weiterführende Erhebungen denkbar, da der vorliegende Stichprobenumfang keine validen Aussagen zulässt.

Neben der Umfangsausweitung der männlichen Befragten innerhalb dieser Berufsgruppe könnten weiterführend auch Männer und Frauen anderer Berufsfelder befragt werden, um so mögliche persönlichkeitsbezogene Unterschiede feststellen zu können, welche nicht nur durch einen Geschlechtervergleich erklärbar wären.

Ein weiterer möglicher Forschungsschwerpunkt könnte in der Effektivität gewisser unterschiedlicher Ausbildungscurricula im Bereich der sozialen Arbeit liegen. Dabei könnte der Ausbildungsstand erhoben und untersucht werden, inwieweit die jeweilig vorhandene Ausbildung Auswirkungen auf die Bewältigungsfähigkeit hat.

Neben möglichen Auswirkungen von Dauer und Intensität diverser Ausbildungen, könnten weiter auch differenziertere Zusammenhänge zwischen der Dauer der Berufsausübung und den Fähigkeiten zur Bewältigung von beruflichen Belastungen fokussiert werden.

Heimgartner (2009) weist diesbezüglich darauf hin, dass österreichische empirische Forschungsarbeiten „über die beruflichen Karrieren, insbesondere die Bewältigung von fachlichen und persönlichen Veränderungen sowie den lebensgeschichtlichen und institutionellen Zusammenhängen mit beruflicher Kontinuität oder Abbruch, fehlen“ (S. 294). „Dies ist insofern bedauerlich, als das gehaltvolle Älterwerden in sozialpädagogischen Berufen der sozialen Szene ein Anliegen sein sollte“, so Heimgartner (2009, S. 294) weiter.

Zwar hat jene Erhebung versucht, Zusammenhänge zwischen der Dauer der Berufsausübung und den Bewältigungsfähigkeiten herzustellen. Mögliche Veränderungen dieser Fähigkeiten im Laufe der Berufsjahre konnten hier jedoch nicht abgebildet werden und könnten beispielsweise in Form von Langzeitstudien erhoben werden.

Interessant wären in diesem Zusammenhang daher also auch Forschungen an der Gruppe von langjährigem Personal, dessen Einstellung zum Beruf sowie dessen Abgrenzungserfolg oder berufliche Zukunftsperspektiven.

Gegenteilig dazu wäre auch eine Fokussierung jener Personen denkbar, die eben nicht in dem Beruf verweilen, sondern sich für einen Um- oder Ausstieg entscheiden. Dadurch ließen sich unter Umständen mögliche Ausprägungsunterschiede von Selbstmanagementfähigkeiten und Ressourcen sowie dem Persönlichkeitsmerkmal der Resilienz erkennen.

Abschließend ist anzumerken, dass all jene innerhalb dieses Arbeitsfelds beschriebenen potentiellen Protektivfaktoren, so Straus und Höfer (2010), einander bedingen und beeinflussen. Die AutorInnen weisen darauf hin, dass die genauere Interdependenz zwischen äußeren und inneren Ressourcen jedoch noch nicht hinreichend untersucht bzw. literarisch abgehandelt wurde und dass beträchtliche Wissenslücken hinsichtlich protektiver Faktoren bestehen. Die singuläre Analyse hinsichtlich der Bedeutung einzelner Ressourcen liefere demnach nur ein unzureichendes Abbild von deren Einflussmöglichkeiten.

Neben der Erhebung der Selbstfürsorgestrategien sowie deren Unterschiede in Bezug auf das Geschlecht, Alter und ähnlichem, wäre es daher weiterführend interessant, den gesamten Prozess der erfolgreichen Bewältigung abzubilden und zu klären, welche Methoden sich unter welchen Bedingungen als erfolgreich erweisen. Wie Toni Faltermaier (2010) postuliert, wurde noch kein Versuch der empirischen Abbildung des gesamten Prozesses unternommen. Diese Forschungslücke begründet er durch „immense methodische und forschungspraktische Schwierigkeiten“ (S. 189). Dennoch wäre diese Forschungsrichtung als künftiges Vorhaben anzumerken.

Literaturverzeichnis

- Amt der Kärntner Landesregierung. (2013). Jugendwohlfahrt. In *Themen der Abteilung 4, Kompetenzzentrum Soziales – Kinder und Jugendliche*. Zugriff am 02.02.2014. Verfügbar unter http://www.ktn.gv.at/42109_DE%2dktn%2egv%2eat%2dTHEMEN.?detail=59
- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese: zur Entmystifizierung der Gesundheit*. (deutsche, erweiterte Herausgabe von A. Franke). Tübingen: Dgvt. (Original erschienen 1987: *Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well*)
- Argyle, M. & Henderson, M. (1986). *Die Anatomie menschlicher Beziehungen: Spielregeln des Zusammenlebens*. Paderborn: Junfermann.
- Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2011). *Multivariate Analysemethoden – Eine anwendungsorientierte Einführung*. (13., überarbeitete Auflage). Springer: Berlin.
- Bandura, A. (1997). *Self-Efficacy: The Exercise of Control*. New York: W. H. Freeman and Company.
- Bühl, A. (2012). *SPSS 20 Einführung in die moderne Datenanalyse*. (13., aktualisierte Auflage). München: Pearson.
- Colla, H. E. (2001). Personale Dimension des (sozial-)pädagogischen Könnens – der pädagogische Bezug in der Heimerziehung. In G. Knapp & J. Scheipl (Hrsg.), *Jugendwohlfahrt in Bewegung. Reformansätze in Österreich*. (S. 7-37). Klagenfurt: Hermagoras.
- Deutsche Gesellschaft für Psychologie. (2007). *Richtlinien zur Manuskriptgestaltung*. (3., überarbeitete und erweiterte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Dalferth, M. (1999). Zur Bedeutung von Ritualen und Symbolen in der Heimerziehung – Rituals and Symbols in Residential Care. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 385-396). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Dickinson, N. S. & Perry, R. E. (2003). Factors Influencing the Retention of Specially Educated Public Child Welfare Workers. *Journal of Health & Social Policy*, 15, 89-103.
- Dunckel, H. & Zapf, D. (1986). *Psychischer Streß am Arbeitsplatz – Belastungen, gesundheitliche Folgen, Gegenmaßnahmen*. Köln: Bund.
- Dörr, M. & Müller B. (2007). *Nähe und Distanz – Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität*. (2. Auflage). Weinheim: Juventa.

- Egger-Subotitsch, A., Kerschbaumer, S., Liebeswar, C. & Binder, J. (2013). Praxishandbuch Gesundheitsförderung für Erwerbstätige und Arbeitssuchende – Theorie und Praxis der Steigerung, Erhaltung und Wiederherstellung von Arbeits- und Beschäftigungsfähigkeit. Wien: Communicatio.
- Ellet, A. J., Ellis, J. I., Westbrook, T. M. & Dews, D. (2007). A qualitative study of 369 child welfare professionals' perspectives about factors contributing to employee retention and turnover. *Children and Youth Services Review*, 29, 264-281.
- Faltermaier, T. (2010). Die Salutogenese als Forschungsprogramm und Praxisperspektive – Anmerkungen zu Stand, Problemen und Entwicklungschancen. In H. Wydler, P. Kolip & T. Abel (Hrsg.), *Salutogenese und Kohärenzgefühl – Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts*. (4. Auflage). (S. 185-196). Weinheim: Juventa.
- Fendrich, S., Fuchs-Rechlin, K., Pothmann, J. & Schilling, M. (2006). Ohne Männer? Verteilung der Geschlechter in der Kinder- und Jugendhilfe. *DJI-Bulletin*, 75 (2), 22-27.
- Flick, U. (2010). *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. (3. Auflage). Reinbek: Rowohlt.
- Freigang, W. (1999). Praxis der Heimeinweisung – Access Disputes in German Residential Care. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 687-694). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Fröhlich-Gildhoff, K. & Rönnau-Böse, M. (2009). *Resilienz*. München: Ernst Reinhardt.
- Geyer, S. (2010). Antonovsky's sense of coherence - ein gut geprüftes und empirisch bestätigtes Konzept?. In H. Wydler, P. Kolip & T. Abel (Hrsg.), *Salutogenese und Kohärenzgefühl – Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts*. (4. Auflage). (S. 71-83). Weinheim: Juventa.
- Gericke, D. (1999). Arbeitszeitregelungen in der Heimerziehung – Time Management in Residential Care. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 841-844). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Hansen, G. (1999). Elternarbeit – Working with Parents. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 1023-1030). Neuwied: Hermann Luchterhand.

- Heimgartner, A. (2009). *Komponenten einer prospektiven Entwicklung der Sozialen Arbeit*. Wien: LIT.
- Herrenbrück, S. (1999). Heimerzieherin: ein Frauenberuf. – Care-Taking as a Female Profession. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 829-834). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Jack, M. (2007). *FERUS – Fragebogen zur Erfassung von Ressourcen und Selbstmanagementfähigkeiten*. Göttingen: Hogrefe.
- Kaluza, G. (1996). *Gelassen und sicher im Streß; Psychologisches Programm zur Gesundheitsförderung*. (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage). Berlin: Springer.
- Kanfer, F. H., Reinecker, H. & Schmelzer, D. (1996). *Selbstmanagement-Therapie – Ein Lehrbuch für die klinische Praxis*. (2., überarbeitete Auflage). Berlin: Springer.
- Kiehn, E. (1982). Sozialpädagogische Jugendwohngemeinschaften. In P. Schmidle & H. Junge. (Hrsg.), *Freiburger Sozialpädagogische Beiträge*. (S. 120-126, S. 73-77). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Kirchhoff, S., Kuhnt, S., Lipp, P. & Schlawin, S. (2008). *Der Fragebogen – Datenbasis, Konstruktion und Auswertung*. (4., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS.
- Knapp, G. (2001). Heimreform in Österreich zwischen Anstaltserziehung und lebensweltorientierter Sozialpädagogik. In G. Knapp & J. Scheipl (Hrsg.), *Jugendwohlfahrt in Bewegung. Reformansätze in Österreich* (S. 71-104). Klagenfurt: Hermagoras.
- Knapp, G. & Köffler, M. (2009). Kinderrechte und kindbezogene Politik in Österreich. In G. Knapp & G. Salzmann (Hrsg.), *Kindheit, Gesellschaft und Soziale Arbeit – Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Kindern in Österreich* (S. 574-595). Klagenfurt: Hermagoras.
- Kobasa, S. C. (1979). Stressful Life Events, Personality and Health: An Inquiry Into Hardiness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71 (1), 1-11.
- Konrad, K. (2007). *Mündliche und schriftliche Befragung. Ein Lehrbuch*. Landau: Empirische Pädagogik.
- Köck, P. & Ott, H. (2002). *Wörterbuch für Erziehung und Unterricht*. (7., mehrfach überarbeitete und aktualisierte Auflage). Donauwörth: Auer.
- Lauermann, K. (2001). Reformbestrebungen der Heimerziehung in Österreich seit 1945: Eine historische Rückblende. In G. Knapp & J. Scheipl (Hrsg.), *Jugendwohlfahrt in Bewegung. Reformansätze in Österreich* (S. 120-133). Klagenfurt: Hermagoras.

- Lazarus, R. S. & Launier, R. (1981). *Stressbezogene Transaktion zwischen Person und Umwelt*. In J. R. Nitsch (Hrsg.), *Stress – Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. (S. 213-259). Bern: Hans Huber.
- Mummendey, H. D. & Grau, I. (2008). *Die Fragebogen-Methode*. (5., überarbeitete und erweiterte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Müller, B. (2007). Nähe, Distanz, Professionalität. Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld. In M. Dörr & B. Müller (Hrsg.), *Nähe und Distanz – Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität*. (2. Auflage). (S. 141-157). Weinheim: Juventa.
- Müller, M. (2001). Erfahrungen mit mehrfachbelasteten Mädchen und jungen Frauen in der Heimerziehung. In G. Knapp & J. Scheipl (Hrsg.), *Jugendwohlfahrt in Bewegung. Reformansätze in Österreich*. (S. 263-282). Klagenfurt: Hermagoras.
- Nitsch, J. R. (1981). Zur Gegenstandsbestimmung der Stressforschung. In J. R. Nitsch (Hrsg.), *Stress – Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. (S. 29- 51). Bern: Hans Huber.
- Österreichischer Nationalrat. (2013). Bundes-Kinder- und Jugendhilfegesetz. B-KJHG. In *Bundesgesetzblatt 69/2013* (S. 1–15). Zugriff am 15.12.2013. Verfügbar unter http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2013_I_69/BGBLA_2013_I_69.html
- Papenberg, W. (Ed.). (2010). *Professionell handeln in Gewaltsituationen – Handbuch für das Basisseminar*. (erhältlich bei PART-Professional Assault Response Training, Bahnhofstraße 7, D-21337 Lüneburg).
- Porst, R. (2008). *Fragebogen – Ein Arbeitsbuch*. Wiesbaden: VS.
- Raab-Steiner, E. & Benesch, M. (2008). *Der Fragebogen – Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung*. Wien: Facultas.
- Reddemann, L. (2003). Einige Überlegungen zu Psychohygiene und Burnout-Prophylaxe von TraumatherapeutInnen. Erfahrungen und Hypothesen. *ZPPM*, 1 (1), 97-85.
- Reddemann, L. (2012). *Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie PITT – Das Manual*. (7. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rendtorff, B. (2007). Geschlechtsspezifische Aspekte von Nähe und Distanz – zur Sexuierung der Professionalisierungsdebatte. In M. Dörr & B. Müller (Hrsg.), *Nähe und Distanz – Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität*. (2. Auflage). (S. 85-95). Weinheim: Juventa.
- Rotter, J. B. & Hochreich, D. J. (1979). *Persönlichkeit: Theorien, Messung, Forschung*. (P. Baumann-Frankenberger, Übers.). Berlin: Springer. (Original erschienen 1975: Personality, 1st Edition)

- Rüesch, P., Bartlomé, P. & Huber, C. (2007). *Evaluation von Messinstrumenten für den strategischen Bereich „psychische Gesundheit/Stress“*. Zürich: Gesundheitsförderung Schweiz, Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Zugriff am 06.02.2014.
- Verfügbar unter http://www.zhaw.ch/fileadmin/php_includes/popup/hop-detail.php?hop_id=1382788001
- Sax, H. (2009). Kinderrechtliche Rahmenbedingungen der Kindheit in Österreich – Soziale Arbeit als Kinderrechtsprofession. In G. Knapp & G. Salzmann (Hrsg.), *Kindheit, Gesellschaft und Soziale Arbeit – Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Kindern in Österreich* (S. 113-136). Klagenfurt: Hermagoras.
- Scheipl, J. (1999). Heimerziehung in Österreich – Residential Care in Austria. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 71-84). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Scheipl, J. & Heimgartner A. (2004). Ausbildung für Soziale Berufe in Österreich. In F. Hamburger, S. Hirschler, G. Sander & M. Wöbcke (Hrsg.), *Ausbildung für Soziale Berufe In Europa. Band 1 – Mit Beiträgen über Island, Estland, Litauen, Großbritannien, Deutschland, Österreich, Serbien, Türkei und Portugal*. (S. 114-139). Frankfurt am Main: ISS-Eigenverlag.
- Schleiffer, R. (2009). *Der heimliche Wunsch nach Nähe – Bindungstheorie und Heimerziehung*. (4. Auflage). Weinheim: Juventa.
- Schmidbauer, W. (1992). *Hilflose Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*. (überarbeitete und erweiterte Neuauflage). Reinbek: Rowohlt.
- Schmitz, G. (2007). Selbstwirksamkeit – ein Schutzfaktor gegen Burnout? In A. A. Bucher, K. Lauermaun & E. Walcher (Hrsg.), *Ich kann. Du kannst. Wir können. Selbstwirksamkeit und Zutrauen*. (S. 17-32). Wien: öbvhpt.
- Schroll, B. (2007). *Bezugsbetreuung für Kinder mit Bindungsstörungen – Ein Konzept für die heilpädagogisch-therapeutische Praxis*. Marburg: Tectum.
- Schumacher, J., Leppert, K., Gunzelmann, T., Strauß, B. & Brähler, E. (2004). Die Resilienzskala - Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personenmerkmal. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 53 (1), 16-39.
- Smith, B. D. (2005). Job retention in child welfare: Effects of perceived organizational support, supervisor support, and intrinsic job value. *Children and Youth Services Review*, 27, 153-169.

- Straus, F. & Höfer, R. (2010). Kohärenzgefühl, soziale Ressourcen und Gesundheit – Überlegungen zur Interdependenz von (Widerstands-)Ressourcen. In H. Wydler, P. Kolip, T. Abel (Hrsg.), *Salutogenese und Kohärenzgefühl – Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts*. (4. Auflage). (S. 115-128). Weinheim: Juventa.
- Trede, W. (1999). Heimerziehung als Beruf – Die Situation in Europa. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 801-806). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Wallner, C. (2008). Frauenarbeit unter Männerregie oder Männerarbeit im Frauenland? – Einblicke in die Geschlechterverhältnisse sozialer Fachkräfte im Wandel Sozialer Arbeit. In K. Böllert & S. Karsunky (Hrsg.), *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit*. (S. 29-45). Wiesbaden: VS.
- Weiß, W. (2013). *Philipp sucht sein Ich – Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen*. (7. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Winkler, M. (1999). Methodisches Handeln – Treatment: Technics and Intervention. In H. E. Colla, T. Gabriel, S. Millham, S. Müller-Teusler & M. Winkler (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa = Handbook Residential and Foster Care in Europe* (S. 1113-1120). Neuwied: Hermann Luchterhand.
- Wintersberger, H. (2001). Entwicklungen in den Rechten der Kinder auf internationaler sowie auf europäischer Ebene. Implikationen für die Jugendwohlfahrt. In G. Klammer & B. Mikosz (Hrsg.), *Psychologie in der Jugendwohlfahrt: Konzepte, Methoden, Positionen*. (S. 17-32). Wien: WUV.
- Wintersberger, H. (2009). Europäische Perspektiven der Kindheitspolitik. In G. Knapp & G. Salzmann (Hrsg.), *Kindheit, Gesellschaft und Soziale Arbeit – Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Kindern in Österreich* (S. 524-546). Klagenfurt: Hermagoras.
- Wustmann, C. (2004). *Resilienz – Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim: Beltz.
- Zubin, J. & Spring, B. (1977). Vulnerability – A New View of Schizophrenia. *Journal of Abnormal Psychology*, 86 (2), 103-126.